Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Bruno Buchwald / Ludwig Gurlitt / Hugo von Hofmannsthal Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Frank Wedekind

Nummer 33 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 14. August 1908

Giovanni Segantinis religiöses Empfinden im Leben und in der Kunst.

Von Gottardo Segantini.

Leo Tolstoi, der russische Vorkämpfer einer neuen Kunstepoche, hat öfters gesagt, daß keine Kunst außerhalb der religiösen Empfindung sein kann, so wie keine Kunst außerhalb der Volksempfindung ist. — Leo Tolstoi ist unglücklicherweise zu sehr orthodox in seinen Behauptungen, aber aus seinen Schriften geht die große Wahrheit hervor, daß die Virtuosität heute die Oberhand in allen Künsten erlangt hat — was gleich dem Tod der wirklichen Kunst wäre; wenn hie und da nicht Riesen aufstünden, die mit vollkommenem Können in der Vergangenheit des menschlichen Empfindens baden, um daraus — gleich Trägern menschlicher Kultur — die Natur in der Tiefe ihres Seins zu ergründen und das Meisterwerk zu schaffen, das das Produkt der religiösen und allgemeinen Empfindung unserer Zeit ist. Mancher wird fragen, was ist religiöse Empfindung? Und niemand wird antworten können — dagegen ist uns allen bekannt, daß jede geschichtliche Epoche ihre religiöse Empfindung hat, und wir wissen auch, daß jede geschichtliche Epoche eine Kunst besitzt, die aus ihrer religiösen Empfindung hervorgeht, und dies ist uns wichtig, wie dem Sämann der Samen. — Die religiöse Empfindung der vergangenen Epochen war stets eine allgemein volkstümliche Empfindung, darum war auch die Kunst, wie wir sehen werden, bis zur Reformation eine religiöse allgemeine Kunst. Als solche war die Kunst ein Attribut des Betens, d. h. die größten, die reinsten Geister beteten für das Volk durch das Ebenbild der Natur, das sie nach Kräften in ihren Werken vollkommen wiederzugeben versuchten, und ihr Gebet wuchs manchmal zur Würde eines neuen göttlichen Attributs; so sehen wir die griechischen Dichter, die den Göttern neue Eigenschaften zuschreiben, sie genau begrenzen und mit herrlichem Glanz umkleiden, so die christlichen Meister, die Heilige meißeln und malen, die dann neue Gegenstände der Anbetung für die Gläubigen werden.

Wir wollen die europäische Entwicklung der religiösen Empfindung durchgehen, denn darin liegt die Begründung meiner Idee, da unsere Zeit und unsere Anschauungen notwendigerweise das Produkt dieser Jahrhundertevolution sind. In der vorchristlichen Epoche

war die religiöse Empfindung in unserem Weltteil, mit Ausnahme einiger asiatischer oder besser israelitischer Einflüsse, eine polytheistische, d. h. die Natur war in Erscheinungen eingeteilt, und jeder Erscheinung war eine Gottheit zugeschrieben. Diese Gottheit personifizierte die Eigenschaften der betreffenden Naturerscheinung, und ihr Name weckte im menschlichen Gemüt die gleiche Empfindung wie das Wesen der Natur selbst. Die Menschen beteten damals nicht die Natur an, sondern die Götter, die aus dieser Natur als Symbole hervorgegangen waren; der Künstler weihte seinen Lobgesang nicht der Natur, sondern den Göttern, die daraus durch menschliche Dichtung entsprungen waren. Die Natur aber, größer wie alle Götter, Mutter aller Götter, die einzig unzerstörbare, stand dahinter, und der Künstler ging zu ihr, als zur Mutter, und schuf aus ihrem Ebenbild nach Kräften das Meisterwerk, welches sein dankbares Herz zum Lobgesang der Götter ersonnen hatte. Die Mitmenschen fühlten mit dem Künstler das Herrliche, was er im Ebenbild der Natur zur Verherrlichung der Götter geschaffen hatte, und fühlten sich in seine Götteranschauung erhoben, als wenn sie in einem neuen Gebet selber herrlicher, würdiger, größer, schöner, gesunder geworden wären. — Dies war auch der Fall, denn die Anschauungen und die religiöse Empfindung wuchsen dadurch und entwickelten sich langsam weiter. Was war nun das Prinzip jener Kunst? Die Verherrlichung der Götter durch die Natur. Dieses Prinzip ging so weit, die großen, mächtigen Menschen zu Göttern zu machen, um sie besser und würdiger verherrlichen zu können. In diesem Schritt liegt das Menschliche der Götter eingeschlossen; und der Ursprung der monotheistischen Gottesidee, hergeleitet vom israelitischen Jehova, ist wohl darin zu sehen, daß der Kultus sich immer mehr ausdehnte und immer mehr der Natur zuwandte, als der einzig Ewigen, Unzerstörbaren. Es war die Natur des Menschen, daß sich der Mensch durch seine Künstler immer mehr nährte, an den Platz der unnahbaren Götter setzte man die menschlichen Heiligen, und in die Natur, aus der die Götter entsprungen waren, die Idee Gottes. Der Augenblick war günstig — und die immer gebärende Welt gebar das Christentum. Die Götter starben; — tief unterm Schutt der Jahrtausende standen die steinernen Gebete vergangener polytheistischer Künstler; aber die Mutter, die Natur, sie zeugte neue Kinder. Die große unsterbliche Sonne des Christentums ging auf. Alle Wahrheiten, alle Erscheinungen, alles, alles, das Geschaffene und das Ungeschaffene, es ist Gottes Werk und Gott eigen, er ist überall und nirgends und hat die gleichen Eigenschaften wie die Natur, die alte Mutter der Götter. Zu dieser biblischen Idee als Vollendung kam die Güte und Lehre Christi hinzu; ein großer Schritt über das alttestamentarische Empfinden hinaus.

Die monotheistische Idee kam in Europa im gleichen Zeitpunkt zur Welt wie das Kaisertum, und dies ist der beste Beweis dafür, daß die Menschheit für eine Alleinherrschaft im Sinne der Seele wie des Körpers bereit war.

Die Kunst jener Uebergangszeit vom Heidentum zum Christentum war schwach, kein allgemeines religiöses Empfinden, und am Schluß der Triumph der christlichen Einfachheit über das tote prunkvolle Heidentum, ließ eine Wiedergeburt der Kunst voraussehen. Aus Widerwillen vor der Natur, die die Mutter der Götter gewesen war, gingen die ersten christlichen Künstler immer mehr zur Natur des Menschen selbst, aus welcher die Idee Gottes hervorgegangen war. War doch Christus ein Mensch, die Heiligen Menschen gewesen, und Gott selbst hatte den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen. So war es natürlich, daß diese

sehr ungeschickten Künstler in ihr eigenes Ich eindringen mußten, um da in der Tiefe ihres Gemütes an dem heiligen Feuer ihrer Gottesandacht die sichtbare Form zur Verherrlichung Gottes und der Heiligen zu schöpfen. Es war ein Schritt rückwärts, aber ihre Werke waren das Produkt ihrer tiefen religiösen Empfindung, und was ihnen an Form fehlt, das haben sie an Seele und Tiefe des Gemüts.

Hier gingen die Künstler, fern von der alltäglichen, zur göttlichen Natur des Menschen; und da die große Kunst nur aus der alltäglichen Natur und dem religiösen Empfinden hervorgehen kann, so müssen wir auf jene Zeiten wie auf dunkle, fast barbarische herunterschen.

Ich möchte aber die ganze byzantinische und gotische Kunst nicht missen; sie ist größer, wahrer, göttlicher als in einer anderen Verirrungsperiode die Virtuosenkunst.

Im Anfang unseres Jahrtausends — o siehe da, welch herrliche Morgendämmerung! Der heilige Franz von Assisi schwärmt barfuß in aller Demut für die alte Mutter Natur. Hier möchte ich anhalten, denn mir scheint, ich sei auf einer mit Blumen besäten Frühlingswiese. Hier kehren die Meister zur alten Idee zurück, daß alles, was da lebt und steht, Gottes Gabe sei, und der Heilige erhebt sein Gebet zum Himmel, um seine kindliche Freude an dem einfachen Leben zu bezeugen. Wo ist ein Unterschied zwischen den Künstlern nach Franz von Assisi und den vorchristlichen Künstlern? Die Natur ist beiden die Quelle reinster Freuden, beide suchen nach Kräften aus ihr das große Werk zu schaffen, das zur Verherrlichung ihres religiösen Empfindens dienen soll. Der eine ist freier, vollkommener; der andere tiefer und umfassender, denn bei ihm, dem Sohn der Renaissance, ist das religiöse Empfinden ein Produkt Christi Lehre durch mehr als ein Jahrtausend, und sein ästhetischer Sinn ist eine Vermählung des griechisch-römischen Schönheitsbegriffes mit seiner eigenen Naturverehrung. Die heidnische Kunst war ursprünglicher als die Kunst, die sich selten an etwas anderes als an die Verherrlichung der schönen, gesunden, starken Natur machte, da die Götter nur verherrlichungsfähig waren, als die Versinnbildlichungen aller höchsten Tugenden. Die israelitische Idee der Gerechtigkeit Gottes lag in der griechisch-römischen Kunst nicht; an ihre Stelle war die tragische Idee des Schicksals, die keine Spaltung der Aesthetik von der Ethik schaffen konnte, getreten. Die christliche Kunst hat mit dieser religiösen Idee ihren Schritt vorwärts gemacht und ist bei den großen Meistern nicht nur ästhetisch, sondern auch im höchsten Grade ethisch. Der Renaissancekünstler ging wie der vorchristliche Künstler zur Natur zurück, aber sein Gebet mußte durch seine mit der Idee des Guten und Bösen geläuterte Christenseele gehen, bevor es im Werke zur Verherrlichung Gottes und der Heiligen sichtbar wurde. Das religiöse Empfinden der Menschheit hatte sich erweitert, neben dem ästhetischen war das ethische weltregierendes Prinzip geworden. Die Idee der Seele im Sinne Sokrates' war eine Naturwahrheit geworden. Es ist hier der Moment, zu sagen, daß selbst Irrtümer Wahrheiten für die Menschen und ihre Kunst werden, wenn sie durch die Jahrhunderte in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Zu diesem Zeitpunkt, wo die herrlichen Italiener des Cinquecento erscheinen, erreicht die Kunst ihren höchsten Höhepunkt, denn Heidentum, Christentum und Naturalismus, denen ein wunderbares Können Ausdruck gibt, sind die Lehrer der großen Meister. Es erheben sich zum Allmächtigen die vollkommensten Gebete, die je gebetet wurden — die Sixtina und Leonardo da Vincis Abendmahl. Es ist nicht die Vollkommenheit ihrer Ausführung, es

ist die Tiefe der religiösen Empfindung, die sie unvergänglich macht. Was die Griechen an Form, was die Gotiker an Tiefe, was die Christen an Güte je angestrebt hatten, das haben diese zwei Meisterwerke in sich vereinigt, und ihre Künstler sind an der Natur aller Naturen gewesen; sie schauten nicht nur in die sichtbare, sondern auch tief in die unsichtbare, Vergangenheit und Zukunft in sich bergende Natur. — Als diese Meisterwerke geschaffen waren, war auch das letzte Wort gesagt.

Zur Anbetung Gottes konnte man kein größeres Gebet ersinnen. In dieser Zeit trennte sich die Kunst vom religiösen Empfinden und sah ihrem Untergang entgegen. Große und kleine Virtuosen wurden geboren, man tanzte den Seiltanz der Kopie der Natur oder übte sich in Liebenswürdigkeiten. Der Gnadenstoß wurde der religiös empfindenden Kunst durch die Reformation gegeben. Die Fanatiker riefen: „Weg mit den Heiligen, weg mit den reichen Gewändern, zur Kirche hinaus mit dem Genie! Wir wollen Nüchternheit, wir wollen zurückkehren an die Wurzeln, durch die Verirrung des Mittelalters hindurch nochmals emporsteigen!“

Die Reformation schaffte Freiheit von Rom und schleppte die Zukunft der Menschheit über die Alpen nach Deutschland, England und Frankreich. Während langsam die alte Kirche verkam, wuchs die deutsche Religion, die Philosophie der Nüchternheit und der Klarheit mächtig heran. Das Protestschreiben Luthers gegen den Ablaßverkauf ist der erste Befreiungsakt aus der Allgewalt der irdischen und himmlischen dogmatischen Herrschaft. Luther machte die französische Revolution möglich, die französische Revolution Kant, und Kant Darwin. — Es ist ein Befreiungsvorgang gewesen, der uns von der religiösen Kunstempfindung der großen Renaissancekünstler zu unserer fast atheistisch-naturalistischen Zeit gebracht hat. Wir sind heute durch die französische Revolution und Darwin zur Natur zurückgekehrt. Aber wer von uns fühlt sich so ganz von aller religiösen Vergangenheit frei, daß er ohne die christliche Idee von Gut und Böse, ohne die griechische Idee vom Gesunden und Schönen in die Natur der Dinge und des Menschen sehen könnte?

Die Kunst unserer Zeit kann deshalb nur durch die Vermählung der griechischen und christlichen religiösen Empfindung mit unserer modernen, wissenschaftlichen, klaren Naturanschauung zu ihrer höchsten Entfaltung kommen. Die Griechen beteten zu den Göttern durch das gesunde, schöne Ebenbild der Natur; die Gotiker priesen Gott und die Heiligen durch das gute und demütige Ebenbild des zum Gott gewordenen Menschen; die Renaissancekünstler beteten Gott und die Heiligen durch die gute, demütige Verherrlichung der gesunden, schönen Natur an; und wir, die wir losgetrennt von einem sichtbaren Herrn sind, sollten wir nicht die Natur selbst in ihrer Herrlichkeit anbeten? Kommt nicht alles von ihr? Und sollten wir vielleicht vergessen, um die Gegenwart zu verherrlichen, daß die Vergangenheit mit ihrem großen, ästhetischen Prinzip und ihrem göttlichen ethischen Prinzip ein großer Teil der Natur selbst ist? Unsere Kunst kann nur die Wiederkehr zur vollen Natur sein, und ihre religiöse Empfindung muß in der Anbetung der menschlichen Seele, des menschlichen Geistes und der sichtbaren Natur sein. Fern von der Seiltänzerei, handelt es sich in unserer großen Kunst nicht um Technik — wir müssen lernen, lernen, lernen, aber wir dürfen nie können. Sokrates sagte: Eines weiß ich, das ist, daß je mehr ich weiß, desto mehr bleibt mir zu wissen. Die Kunst soll vollkommen sein in Ausführung und Reinheit des Gedankens und nicht eine kleine Virtuosenübung eines kleinen Spezialkönnens. Der Künstler muß, wie die alten Künstler, der höchst religiös empfindende Geist seiner Zeit sein. (Fortsetzung folgt.)

Die unmögliche Türkei.

Von Dr. Freiherr von Dungern.

„Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker aufeinanderschlagen."

So dachte der Spießbürger zu Goethes Zeit. So dachte die preußische Regierung, als sie sich im Krimkrieg zurückhielt und auf dem Pariser Kongreß mit einer ganz untergeordneten Rolle begnügte. So denken auch heute deutsche Presse und öffentliche Meinung. Das Mißtrauen gegen staatlich zubemessene Volksfreiheit, zu dem der Deutsche — nicht nur der Preuße — erzogen wird, gibt die bestimmte Empfindung: eine Türkei mit größerer Volksfreiheit, wie wir sie genießen, ist ein Unding. Vielleicht die Utopie einiger Freiheitsschwärmer; oder gar nur eine Komödie, in der man dort am Bosporus Europa innerpolitische Entwicklung vorspielt, während man tatsächlich die schwindenden Kräfte gegen den Volksfeind, das langsam und unerbittlich vordringende christliche Europa, zusammenrafft. Der türkische Kaufmann ist ehrlich und zuverlässig. Dagegen hat der türkische Politiker bisher nie den Grundzug des türkisch-tatarischen Charakters verleugnet: die Räuberinstinkte. Die türkische Politik war einst in der Offensive erbarmungslos egoistisch, unberechenbar, zu jedem Verrat und Ueberfall bereit; später in der Defensive schlau, verschlagen, großsprecherisch oder demütig, je nach Bedürfnis. Hat das Zauberwort Verfassungsfreiheit alle diese Räubertugenden über Nacht in die Bürgertugenden der Mäßigung, Uneigennützigkeit, Besonnenheit verwandelt? Wir glauben es einfach nicht und ahnen Konflikte, Krieg vielleicht, und schreiben seit drei Wochen in jede Zeitungsnummer: was mag wohl daraus werden? Spießbürgerpolitik. Glossen unbeteiligter Zuschauer. Hie und da regt sich wohl ein wenig Nationalstolz, als ob wir doch da hinten weit etwas mitzureden hätten. Aber wie würdelos unselbständig kommt der zum Ausdruck! Die deutsche Regierung hat offiziös dem Sultan ein „starkes freies Volk" gewünscht — demselben Sultan, den unsere Regierung gegen unsere eigene Presse in Schutz nahm, als er unbehelligt Tausende und Abertausende von Armeniern niedermorden ließ und die Straße von der deutschen Botschaft nach dem Goldenen Horn gefährlich wurde, weil man in den Blutlachen ausrutschte, die tagelang verkündeten, wer in Konstantinopel das herrschende Volk ist. Und weiter wünschen unsere Offiziösen diesem Volk, das seinem Herrscher Ungehorsam und Absetzung ins Gesicht ruft, eine kräftige Entfaltung unter einem „aufgeklärten" Herrscher! Der jüngste Attaché, der noch nicht ordentlich Französisch gelernt hat, muß über diese Kundgebung seiner Behörde lachen. Die Privatpatrioten haben bei uns bisher etwas mehr Charakter gezeigt; aber ihr Fragen und Zweifeln und Tadeln ist ebenso unfruchtbar. Was nützt es uns z. B., wenn wir uns überlegen: die Engländer haben doch ebensowenig am Balkan zu suchen, wie wir; also sollen sie die Hände ebenso davon lassen, wie wir. Die Engländer gehen nun einmal anders vor und kennen Philosophie und Logik in der Politik nur, wenn sie andere belehren.

So ist die Stimmung, in der wir uns heute der Türkei gegenüber befinden, durchweg eine ärgerliche mißtrauische Zurückhaltung. Und damit sind wir im Begriff, eine Gelegenheit zu versäumen; und zwar eine große; wohl die letzte europäische auf lange Zeit hinaus. Denn die Türkei ist längst eine Unmöglichkeit. Durch die neueste Wendung ihrer inneren Schicksale ist sie politisch nur noch unmöglicher geworden. Die Schattenmacht, mit der sie ihre Herrschaft noch über europäische Länder aufrecht hält, muß über kurz oder lang zusammenbrechen, und wer dann energisch die Hand ausstreckt, wird der Erbe sein. Ein Zuschauer hat noch nie einen Preis bekommen. Der darf applaudieren. Genügt uns das?

Die Unmöglichkeit einer türkischen Zukunft ergibt sich einmal aus den innertürkischen Zuständen, dann aus der internationalen Stellung der Türkei.

Vorfahren Abdul Hamids, die Dynastie Osmans, nach dem die Türken sich Osmanen

genannt haben, überschwemmten im 13. Jahrhundert als Häuptlinge einer tatarischen Horde das mohammedanische Asien und setzten türkische Familien überall als Herren ein. (Der Schah von Persien ist aus Türkenstamm.) Im 14. Jahrhundert waren sie mit der Eroberung des mohammedanischen Ostens soweit gekommen, daß sie den arabischen Länderbestand vergrößern konnten, vor allem im Gebiet des alten byzantinischen Reiches. 1453 fiel, nachdem Mazedonien längst türkisch war, Byzanz selbst. Um dieselbe Zeit setzten sich Türken in Tunis und Algerien fest und riskierten einen Einfall nach Italien (1480). Selim I. ist der eigentliche Gründer des Türkenreichs, das von Mesopotamien bis an die Gebirge Marokkos, von Arabien bis Ungarn reichte. Spanien nahm den Kampf im Osten auf; Deutschland im Norden. Päpste ließen gegen die brutalen Räuber das Kreuz predigen, die einem Christen gegenüber nicht Gesetz noch Treue kannten; die hinterlistig und verräterisch nur Ueberfall und Raub sannen: Gold und Sklaven mitschleppten, und wo sie ein Land sich untertan machen wollten, damit anfingen, die Dörfer und die Ernten zu verbrennen, die Männer zu morden und die Frauen zu vergewaltigen. 1529 waren 20 000 Christensklaven angestellt, um einen Suezkanal zu graben.

Karl V. zähmte den scheinbar unüberwindlichen Feind. Sogar in der Levante griff er erfolgreich an. Die Folge war, daß die Türken Unterricht im europäischen Völkerrecht nahmen und zuerst Venedig, später Frankreich die Handelsabkommen, die sie mit den Türken notgedrungen eingegangen waren, zu Bündnissen ausbauen konnten. 1580 schlossen die Engländer ihren ersten Vertrag mit der Türkei. Aber in der europäischen Staatengesellschaft wurden die Türken doch immer als unerwünschte Eindringlinge behandelt, die wieder hinauszudrängen stets das letzte Ziel europäischer Politik blieb. Die internationale Konföderation, die Heinrich VIII. von England geplant zu haben scheint, hatte die Befreiung Europas vom Türkenjoch in ihr Programm aufgenommen. Noch bestimmter richtete sich Heinrichs IV. von Frankreich „geeinigtes Europa“ gegen den Sultan. Und in Deutschland, wo man im Südosten die stets drohende Gefahr am eigenen Leib spürte, nahmen die Türkenkriege kein Ende. Das Jahr 1683 brachte den letzten Vorstoß der Ungläubigen. Städte und Dörfer, Kirchen und Schlösser wurden geplündert und niedergebrannt. Die Felder zerstört, Männer und Kinder gemordet, Frauen und Mädchen geschändet und mitgeschleppt — die alte Räuberpraxis des türkischen Herrenvolks — bis vor die Tore von Wien. Dann kam der Rückschlag. Im 18. Jahrhundert hat es eine Zeit gegeben, wo Belgrad deutsch war. Der endgültige unaufhaltsame Niedergang fing für die Türkei an, als Rußland die Initiative gegen die „Mohammedaner Europas“ in die Hand nahm. Daß Rußland im letzten Türkenkrieg vor der Stadtmauer des alten Byzanz Halt machte und umkehrte, war nach Bismarcks Ansicht nur eine verpaßte Gelegenheit, ein Nichtausnutzen des günstigen Moments. Bismarck hat auch weiterhin mit dem Ende der europäischen Türkei gerechnet. Ein mittelbar oder unmittelbar russisches Konstantinopel war ihm recht, wenn nur Oesterreich in Saloniki das Meer erreichte.

Der heutige nationale Aufschwung in der Türkei enthüllt sich von Tag zu Tag deutlicher als eine Einigung aller Volkskräfte im letzten Widerstand gegen das christliche Europa. Man hat auf Japan hingewiesen, um zu zeigen, daß diese nationale und bei aller vorläufigen Mäßigung und Harmonie notwendig antichristliche Bewegung wirklich den Erfolg haben kann, aus der Türkei einen neuen europafähigen Staat zu machen. Der Vergleich ist schlecht. Die Tendenzen sind dieselben, aber nur deshalb, weil sie dort und hier vom nationalen Selbsterhaltungswunsch aufgeklärter Patrioten diktiert sind. In Japan ist auch der kleine Mann unternehmungslustig, begehrlich, durchtrieben. Der türkische Bauer und Kaufmann ist kühl, bedürfnislos, ehrlich. Er wird sich nie bis zu politischem Ehrgeiz bilden lassen. Die Patrioten, die ihn eben leiten, haben seine Zustimmung nur deshalb, weil sie einen lange empfundenen materiellen Druck momentan von ihm nehmen; oder wenigstens sagen, sie hätten es getan. Dieser

Druck aber, das ist der alttürkische Räubercharakter, der erwacht, sobald einer dieser ruhigen nüchternen Männer in die Lage kommt, Gewalt auszuüben. Noch heute ist dem türkischen Beamten, dem irgend eine Regierungsgewalt gegeben ist, Hab und Gut der Untertanen in die Hand gegeben. Er schröpft mit Hilfe mittelalterlicher Pacht- und Steuermethoden den Bauer und Kaufmann, bis etwa Bestechung einen seiner Vorgesetzten veranlaßt, für eine kurze Zeit Ordnung zu gebieten. Noch heute ist dem türkischen „Landrat" und Offizier jedes christliche Bauernmädchen preisgegeben, das ihm gefällt. Zügellose Habgier und rohe Sinnlichkeit sind die Leidenschaften, mit denen die hochkultivierten Türken bei ihren eigenen Volksgenossen zu kämpfen haben. Noch heute sind die Türken überall im weiten Reich die Herren, die über eine Mehrzahl fremdrassiger, fremdsprachiger, andersgläubiger Untertanen herrschen. Ein „geordnetes" Staatsleben hieße für sie Aufgeben dieser Herrenstellung und Austilgen der ursprünglichen Kräfte, die sie zu rücksichtslosem Unterwerfen so vieler Millionen trieb und befähigte. Eine türkische Wiedergeburt nach Art der japanischen auf dem Wege der volklichen Einigung zu allgemeiner politischer Arbeit ist eine Unmöglichkeit.

Wir zählen auf etwa 6 Millionen Bewohner der europäischen Türkei nicht viel mehr als eine Million Türken, die im ganzen Gebiet verstreut wohnen. Daneben Bulgaren, Kutzowalachen (sie nennen sich heute Rumänen), Griechen, Albanesen, und zwar christliche und mohammedanische, Serben, Juden. Alle mehr oder minder durcheinander gesiedelt, alle einander totfeind. Die Türken, die überall allen anderen gleich verhaßt als Herren gegenüber stehen, sind das einigende Element. Wie will man die parlamentarische Gleichheit durchführen? Der Streit der Familien, der Dörfer, der Nationen und Konfessionen wird um so toller aufflammen, je erträglicher die Last der alles unterdrückenden Türken wird. Noch heute ist dem Griechen wie dem Serben, dem Bulgaren wie dem Albanesen der Türke der Eroberer; alle christlichen Sagen des Balkan feiern heldenmütigen Widerstand gegen den Türken, klagen melancholisch über die Zeit der Unterdrückung oder hoffen wehmütig auf den Befreier. Nur dieser eine große Haß gegen den asiatischen Räuber beherrscht sie alle. Fällt der fort, einerlei ob durch Kompromiß oder Befreiung, dann müssen ihre inneren Zwiste wieder wach werden. Sie sind noch nicht reif zu eignem staatlichen Gesellschaftsleben. Sie brauchen noch einen treuen festen Führer. Dann geht's. Das sehen wir in Bosnien. Aber ein Verfassungsleben, wie es jetzt eingeführt werden soll, das ist auf solcher volklichen Grundlage politischer Selbstmord. Die paar Jungtürken, die das wirklich träumen, sind schwärmerische, unpraktische Utopisten.

Und die Technik dieser Verfassung? Lesen können die Untertanen fast alle nicht. Das wäre noch nicht so schlimm. Aber das Dutzend verschiedene Sprachen, die sie sprechen! Gar nicht zu reden von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Eine dette publique, die, von Ausländern geleitet, gut funktioniert und die man nicht antasten darf; ein Kronvermögen, das unberechenbar groß und jeder Kontrolle entzogen ist; und nun ein Budget — ja wo soll denn das Geld herkommen? Und dann das Heer, der ganze Halt, die Grundlage der osmanischen Gesamtheit — ein paar aufständische Offiziere, die aus Mäßigung oder Schwäche ihre Revolte, ihren Schwur, den Sultan und seine Minister aus dem Wege zu schaffen, nicht ausgeführt haben. Nein, diese ganze Türkei, wie sie heute wohl als große nationale Macht in den Köpfen einiger begeisterter Patrioten lebt, ist ein Gaukelspiel. Was den Türken aus politischer Lethargie und genügsam bravem Leben aufwecken kann, das ist die alte Räuberseele in ihm — nicht der moderne Kulturdespotismus, der mit Hilfe der Bildung den Massen Genügsamkeit predigt, damit einige Glückliche rechtmäßig schwelgen können. Mit Ideen kann man den Gallier ködern, den Engländer interessieren, den Deutschen beschäftigen, den Russen wecken, den Japaner dressieren — niemals den Türken zu moderner Untertänigkeit zwingen. All der türkische Jubel der letzten Wochen ist nur Verzweiflung. Die stolzesten Erlasse der beiden jungtürkischen Komitees verbergen nicht einen Unterton von Wehmut und schwer und nur wie im Rausch niedergerungener Hoffnungs-

losigkeit. Die Türkei wird mit jedem Tag unmöglicher.

Das Ziel der antitürkischen Politik Europas war bis vor wenigen Jahren ein russisches Konstantinopel, etwa variiert als autonomes bulgarisches oder (in der Phantasie einiger kecken Griechen) als autonomes griechisches Konstantinopel. England hat dies Ziel bekämpft, bis die planmäßig ins Werk gesetzte meuchlerische Ermordung der 60 000 Armenier in unseren Tagen Gladstone zu einem flammenden antitürkischen Eifer begeisterte. Seitdem hat das englische Volk Millionen und Millionen für die Befreiung der christlichen Untertanen des Sultans geopfert Deshalb ist heute England notwendig antitürkisch. Die englische Regierung müßte, wenn sie Gründe sähe, für den Sultan einzutreten, mit starker Opposition rechnen. Denn Hunderttausende von Untertanen haben sich finanziell gegen den Sultan interessieren lassen. Sie wollen natürlich wenn schon keinen direkten Nutzen ihrer Opfer, doch jedenfalls einen Triumph der Idee, für die sie eingetreten sind.

In Frankreich gilt dasselbe von den numerisch schwachen, aber einflußreichen jüdischen und protestantischen Kreisen. Italien hat keine idealen Interessen, lauert aber auf Tripolis und Albanien, das Hinterland von Durazzo, einst das Erbe der schönen Helene von Epirus, der byzantinischen Prinzessin vom Stamme der Angeli, der unglücklichen Gemahlin des Hohenstaufen Manfred. Oesterreich hat von allen Großmächten die meisten Untertanen als Handeltreibende in türkischen Landen; hat die verbreitetsten und bedeutendsten Privatinteressen dort zu verteidigen. Deshalb — oder auch aus Mangel an politischer Initiative der eigenen Regierung — hält es sich zurück.

Aber wir wissen, daß Oesterreich den Vormarsch nach Saloniki schon recht ernsthaft erwogen hat. Wir wissen es aus Bismarcks Gedanken und Erinnerungen und aus den modernen Abmachungen über Mazedonien. Auch Oesterreich rechnet mit dem Ende der europäischen Türkei.

Und wir? Ueber die tatsächlichen Grundlagen unserer Position in Konstantinopel ist sich die Presse merkwürdigerweise bis heute nicht klar geworden. Wir haben seit einer Reihe von Jahren bedeutende Kapitalien auf türkischem Boden investiert, und die Art, wie unsere Diplomatie dafür bisher eingetreten ist, kann uns mit Stolz erfüllen. Unsere Vertretung in Konstantinopel ist seit zehn Jahren der Glanzpunkt am internationalen politischen Himmel. Das will ja nun leider nicht viel sagen. Aber wenn Erfolge so selten und Schlappen so an der Tagesordnung sind, dann bekommt auch der an sich unbedeutende Erfolg einen besonderen Nimbus, weil er zu einem hohen moralischen Wertfaktor wird. Herr von Marschall ist der eine Botschafter, der in zehn Jahren etwas für Deutschland fertig gebracht hat. Womit?

Der Schlüssel für unsere Erfolge am Bosporus ist kein Zauberwort. Auch nicht der Zaubereindruck, den der Ritt unseres Kaisers durch Palästina und der zweimalige Einzug in Konstantinopel machten. Gewiß, soweit Mohammedaner wohnen, weiß man heute etwas von Deutschlands Macht. Ich habe alte Araber tief in der französischen Sahara getroffen, die kaum ein paar Worte Französisch sprachen; die nie bis Biskra, der Pforte der europäischen Kultur, gekommen waren: Deutschland kannten sie — als Feind Frankreichs. Der Ruf unserer Macht hatte sie erreicht. Als man Ende des 18. Jahrhunderts in der Türkei ans Reformieren ging, wandte man sich an Preußen. Herr von Knobelsdorf, der Gesandte Friedrich Wilhelms, hat im Einverständnis mit dem König für den Sultan damals Pläne einer geordneten Finanzverwaltung und einer intensiven türkischen Besiedelung Rumeliens ausgearbeitet. Der Ruhm Friedrichs des Großen empfahl dem Großherrn den preußischen Gesandten, und erst 1806 schliefen diese Beziehungen ganz naturgemäß ein. Heute ist es der Ruhm von 1870, der uns dem Sultan empfiehlt. Aber dieser Sultan weiß, daß Bismarck klar und fest auf eine Teilung der europäischen Türkei in eine russische und eine österreichische Machtsphäre hinarbeitete, und er nimmt vielleicht an, daß bei uns heute noch unter der äußerlichen Ziellosigkeit unserer Politik etwas Bismarckscher Fernblick sich verbirgt. Und er rechnet mit uns

so nüchtern und so höflich, wie Bismarck mit ihm. Vor uns hat er keine Angst. Wir wollen nichts von seinem Länderbestand. Wollten wir davon — wir könnten nichts nehmen, wenn etwa nur England nein sagt. Ein Krieg zwischen uns und der Türkei ist unmöglich. Die Kombination Deutschland—Oesterreich zu Lande ist, das weiß der großherrliche Fuchs und Diplomat ganz genau, ebenso unmöglich wie eine deutsche Okkupationsflotte im Mittelmeer. Also: vor uns zittert er nicht, wie vor allen anderen. Aber wir sind zwischen diesen anderen ein mächtiger Faktor, dessen Gravieren nach der einen oder anderen Seite unter Umständen ausschlaggebend sein kann. Wir können also dem Sultan sehr viel nützen, aber ihm nie direkt schaden. Darum zieht er uns den begehrlichen anderen vor. Und so haben wir ihm gedient und haben uns unsere Erfolge verdient. Natürlich gehört ein eminenter persönlicher Takt und eine außergewöhnliche persönliche Geschicklichkeit der diplomatischen Vertretung dazu, eine so immaterielle, so komplizierte, so indirekte Verknüpfung der Interessen voll auszunutzen. Das sagt man sich auch in Petersburg und London. Deshalb erschienen in beiden Orten noch am Tage der Verfassungsverkündung, am 24. Juli, Jubelartikel: jetzt ist es mit Deutschlands Einfluß aus, Herr von Marschall kann ja nicht mehr mit dem Sultan allein reden. Fast alle unsere politischen Publizisten sind auf diese Formel hereingefallen. Aber die „Frankfurter Zeitung", seit 20 Jahren über Konstantinopler Aussichten das bestunterrichtete Blatt, hatte wiederholt und noch am Vorabend des Verfassungstages energisch dem Sultan geraten, so vorzugehen, wie er es dann getan. Nein, unser Einfluß ist nicht im mindesten alteriert; denn seine Grundlagen sind geblieben. Es wird unserem Vertreter in Zukunft vielleicht etwas schwerer werden, seine Position auszunutzen, aber diese Position hat sich nicht geändert: sie empfiehlt uns nach wie vor, dem Lande und Volke wie seinem Sultan, als die einzige Großmacht, die nicht mit dem Erbe der überlebten Türkei rechnet.

Ich weiß wohl, es gibt bei uns Phantasten, die von einem Neudeutschland in Kleinasien träumen oder (in diesen heißen Sommertagen) von einem deutschen Einzug in Konstantinopel auf der Straße von Adrianopel. Wenn ich so etwas höre, erinnere ich mich einer Unterhaltung mit einem hohen französischen Marineoffizier, der mir zur Zeit des Faschodakonflikts in Calais im Angesicht der englischen Küste auseinandersetzte, wie absolut unmöglich (er seufzte, er stöhnte fast) ein Armeetransport nach England sei. Damals schwärmten deutsche Zeitungen allen Ernstes für eine Ueberführung von 200—300000 Mann in das übermütige England. Nein, so geht es nicht. Aber die Bismarcksche Kombination lebt noch. Seit der Schwächung Rußlands sind unsere Aussichten für den Fall, daß wir auf türkischem Boden das Mittelmeer erreichen, außerordentlich gestiegen. Wir können nicht dorthin marschieren; aber jede europäische Weltmacht braucht das Mittelmeer. Ist es für unsere Diplomatie ganz undenkbar, einen Weg nach der Türkei zu finden, der uns nicht zwingt, unsere Soldaten mit der gütigen Erlaubnis eines befreundeten Neutralen dorthin zu transportieren? Wir haben so lange in Friedenslust und Defensivbündnissen geschwelgt; müssen wir auch diesmal Zuschauer bleiben? „Meine Befürchtung ist, daß auf dem eingeschlagenen Wege unsere Zukunft kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart geopfert wird" heißt es über Deutschlands Balkanpolitik in den Gedanken und Erinnerungen. Alle Achtung vor unserem Freund, dem Sultan. Aber er, der beste Diplomat Europas, ist kein Gefühlsmensch. Er wird's am ersten menschlich begreifen, wenn in diesem Moment, wo nationale Flammen seinen Staat in verzehrendem Feuer leuchten lassen, auch wir an unsere Zukunft denken.

*

Yankeedoodle-Fahrt. Von Otto Julius Bierbaum.

III.

Von meinem schlechten Charakter und der Absicht, ihn zu bewähren; von meinem Lordshut und Madames Patriotismus; vom Mauldeutschtum und dem deklassierten Oelbaum; von der Tugend und ihrer mangelhaften Belohnung; vom Genie der Pariser Putzmamsells und der bedauerlichen Unfähigkeit deutscher Dichter sie zu fördern; von grünen Tischen, Théodore und der Rache auf Ansichtspostkarten.

Wer auch nur oberflächlich mit der modernen deutschen Literaturgeschichte bekannt ist, weiß, daß ich von schmutzigster Geldgier besessen bin. Im übrigen schwankt mein Charakterbild ja bedenklich: denn, während die einen sagen, daß ich zwar ein ganz passabler Lyriker sei, aber leider auch Romane schreibe, so finden andre, daß ich zwar im Romane gewisse Qualitäten an den Tag gelegt, bedauerlicherweise aber den üblen Ehrgeiz hätte, auch Verse machen zu wollen; und so durch alle übrigen Gattungen der belles lettres durch, mit denen ich mich, immer einigen zum Vergnügen, anderen aber zur Mißlust, abgegeben habe und immerzu weiter noch abgebe. Das einzige, was feststeht, ist, wie ich mich nun hinlänglich überzeugt habe, die felsenfeste Gewißheit, daß ich ein hervorragendes Talent besitze, Schätze zu sammeln. So werde ich als ein zweiter Midas in die holzpapierene Unsterblichkeit eingehen und bin schon jetzt, wie mein phrygisches Urbild, durch Eselsohren entstellt — wobei es dahingestellt bleibt, ob es lauter Apollos sind, die mir zu diesem Schmucke verholfen haben.

Kein Wunder, daß ich manchmal Lust habe, diesem Zustande ein Ende zu machen, der immerhin etwas Peinliches hat. Nichts trägt sich so lästig, wie der Ruf von Talenten und Reichtümern, die man nicht besitzt. Und dann: man kommt sich, auch wenn man ihn nicht verbreitet hat, wie ein Schwindler vor.

Also möchte ich ihn furchtbar gerne wahrmachen.

Und so beschloß ich, in Monte Carlo hundert Franken zu setzen, um zehntausend zu gewinnen.

„Nimm deinen großen Pompadour mit", sagte ich zu meiner Frau, als der Yankeedoodle sich Villafranca näherte; „wir werden ihn nötig haben."

„Du willst also wirklich spielen!?" rief sie voller Entsetzen aus.

„Ja!!" sagte ich mit zwei Ausrufezeichen.

Und ich tat mein schönstes Gewand an und setzte den großen grauen Lordshut auf, den ich in Deutschland nicht zu tragen wage, weil er eine Art Nabel hat, nämlich einen Filzknopf zur Kaschierung der Ventilöffnung. Denn es ist ein Hut, den die englischen Lords in Indien tragen, wo es sehr heiß ist.

Auch meine Frau putzte sich so stattlich heraus, wie es dem Umstande angemessen erscheinen mußte, daß wir uns in den wabernden Dunstkreis rollenden Reichtums begeben wollten.

Da hier das „Reisebureau" noch keine Macht über uns hatte (denn den Weg zum Spieltische würden wir, so meinte es nicht ohne psychologischen Scharfsinn, schon selber finden), durften wir, o Glück und Wonne, o Seligkeit, allein gehen. Die Prozedur der Ausbootung,

vor der meine Frau auf recht anmutige Art Angst an den Tag legte, während ich nicht ganz so graziös den erfahrenen Gangwaykletterer spielte, vollzog sich ohne jede Fährlichkeit, obwohl ich, zu meinem nur mühsam verhehlten Mißvergnügen, gezwungen war, mit der Linken den zwar schönen, aber nicht ganz festsitzenden Lordshut zu halten, da ich doch die entschiedene Tendenz hatte, mit ihr Halt am Treppengeländer zu suchen. Aber es ging auch so, und ehe wir's uns versahen, befanden wir uns alle drei: die Frau, der Hut und ich, im Boot. Nervige Arme ruderten uns an die französische Küste. (Das muß ich einmal in einem Romane gelesen haben.) Da diese von Rechts wegen eine italienische Küste sein sollte, regte sich in meiner Frau die Patriotin, und sie hätte gar zu gerne gehört, daß sich der Mann mit den nervigen Armen zur Italia irredenta bekannt und Verwünschungen gegen die Franzmänner ausgestoßen hätte. Aber es fiel ihm gar nicht ein, Gefühle dieser Art grün-weiß-rot aufleuchten zu lassen, vielmehr sagte er, und noch dazu in einem stark französisch unterwachsenen Italienisch, sie in Villefranche (!) seien allzumal höchlich zufrieden mit der Pariser Republik, denn der gallische Hahn füttere die Seinen besser als der savoyische Adler.

„Vergogna!" meinte die Toskanerin, gab ihm aber doch eine gute Mancia, wenn auch demonstrativerweise in italienischer Münze. Worauf der Nervige dann endlich Evviva Italia! rief.

Nach den mächtigen Befestigungen zu urteilen, mit denen die Franzosen den Hafen von Villafranca (das aber nur die Bücher so nennen; die Leute sagen alle Villefranche) umgürtet haben, gedenken sie, dieses schöne Stück Land gewiß nicht freiwillig wieder herzugeben. Auch liegt eine Menge Kriegsvolk dort in Garnison; Alpenjäger, sehr gut aussehende und malerisch informierte Leute. Indessen fand die etwas kordial demokratische Art, mit der sie ihre Vorgesetzten grüßen, durchaus nicht den Beifall zweier unsrer Reisegenossen, die, wohl in der Meinung, daß kein Mensch in Frankreich deutsch versteht, recht laut und ungeniert Kritik daran übten, wobei der Ausdruck „schlappe Bande" noch der mildeste war. Mir kam das weder sehr klug vor, noch fand ich es hübsch, habe aber auch im weiteren Verlaufe unsrer Reise noch recht oft die Beobachtung machen müssen, daß unsre Landsleute sich gerne darin gefallen, fremde Sitten, Gewohnheiten, Einrichtungen unter dem Gesichtswinkel des in Deutschland Ueblichen zu beurteilen, zuweilen direkt mit dem Schlußtrumpf: hier sollten wir Ordnung schaffen dürfen! Ob Geibel das gemeint hat, als er ausrief „Und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen", scheint mir fraglich, während ich der sehr bestimmten Ueberzeugung bin, daß dieses Wesensmachen vom deutschen Wesen sehr dazu angetan ist, das deutsche Wesen in Mißkredit zu bringen.

Schade nur, daß der schöne Weltverstand, der bisher die Deutschen auszeichnete, verloren gehen muß, wenn dieses Mauldeutschtum, das nachgerade zum Großmauldeutschtum zu werden droht, um sich greift. Ich habe auf dieser Reise nicht viele Deutsche getroffen, auf die das Wort Goethes hätte angewendet werden dürfen, das sonst vom deutschen Geiste gelten durfte: „Der ist nicht fremd, der teilzunehmen weiß." Und so habe ich mich manchmal gefragt: Warum reisen diese Leute eigentlich? Nur um sich einzuprägen, daß es eigentlich ein Unsinn ist, zu reisen, da es ja doch in Deutschland am schönsten ist? Insofern, als der Deutsche sich auf die Dauer am wohlsten in Deutschland befinden mag, wie jeder andere Mensch in seinem Vaterlande, ist das gewiß richtig. Aber, zu reisen, bloß um das

bestätigt zu sehen: welch eine sonderbare Sinnesverkehrung ist das doch! Man geht freilich nicht in die Fremde, um sich der Heimat zu entfremden, aber einen vernünftigen Sinn hat das Reisen doch nur insofern, als es von der Sehnsucht eingegeben ist, zu dem heimisch Schönen sich etwas fremd Schönes einzuverleiben, innerlich reicher zu werden aus den Schätzen der Fremde, indem man an ihnen teilnimmt. Dies scheint aber vielen direkt unmöglich zu sein. Sie sehen z. B. (ich konstruiere hier nicht, sondern gebe wieder, was ich mit eigenen Ohren gehört habe) einen Oelbaum. „Gott, was für ein häßliches Ding ist das!“ sagen sie, „da ist doch eine richtige deutsche Eiche was andres!“ Man müßte närrisch sein, wenn man das bestreiten oder sich durch einen Oelbaum den Geschmack an einer Eiche verderben lassen wollte, aber nicht weniger närrisch ist es auch (von dem damit bewiesenen Mangel an Schönheitsempfinden gar nicht zu reden), im fernen Syrierlande die deutsche Eiche heraufzubeschwören, um den Eindruck eines Oelbaums zu deklassieren. Es wäre davon, als von etwas schlechthin Törichtem, gar nicht der Rede wert, wenn sich nicht eben eine Art von perversem Nationalismus darin äußerte, ein häßlicher Geist der Selbstzufriedenheit und Ablehnung alles Fremden, das nur noch als kurios, nicht aber als schön anerkannt wird. Diese Art Negation hat etwas Freches, das ganz unleidlich gerade für den ist, der sein deutsches Wesen als Bejahung jeder Schönheit empfindet. Auch ist es gottsträflich dumm, mit also verkleisterten Sinnen auf Reisen zu gehen.

Ein Rosselenker rief uns an, fragend, ob er uns für zwanzig Franken zweispännig nach Monaco befördern dürfte. Mein Lordshut und Madames Spitzenmantel hatten es ihm angetan. Aber es lag uns wahrhaftig ferne, unserm Spielfonds zwanzig Franken zu entziehen. Wir blieben, wie hold er auch lächelte, fest und warteten auf die elektrische Trambahn.

Diese Charakterstärke hätte einen besseren Lohn verdient als den, der uns zuteil wurde. Wir mußten fast eine Stunde harren, bis ein Wagen kam, in dem es noch zwei freie Plätze gab, und zwar Stehplätze. Ich erwähne dies als Beitrag zur Morallehre. Nein, o ihr gutgläubigen Schwärmer, es ist nicht wahr, daß Tugend belohnt wird. Das lüsterne Fleisch fährt zweispännig, und der stoische Wille muß sich von knoblauchduftigen Nizzarden auf den Hühneraugen herumtreten lassen. Aber das ist richtig: hinterher ist die Genugtuung der Tugend groß, die achtzehn Franken für den Spieltisch gespart hat.

Von der Pracht und Herrlichkeit des Kasinoplatzes auf Monte Carlo möge ein anderer handeln. Ich für mein Teil finde ihn allzu prächtig und allzu herrlich. Mir fehlt der Sinn für Pompositäten ohne lebendigen Geschmack. Dagegen habe ich mit Signora recht andächtig und entzückt die Auslagen einiger Pariser Putzmachergeschäfte bewundert. Beim Andenken der verliebten kleinen Müsette! — meine Frau hat recht: diese Pariser „Schurkerinnen (so heißt in toscano-tedesco das Femininum von Schurke) haben mehr als Talent, haben Genie. Aus ein bißchen Sammet oder Seide, Spitzen oder Tüll, Stroh oder Pelz, mit ein paar Blumen, Schleifen, Rüschen, Federn wirken sie ästhetische Wunder. Diese Hüte haben den Reiz von Improvisationen geistreich geschmackvoller Menschen. Es haftet ihnen nichts vom Geiste der Schwere an, keine Steifheit, keine Absichtlichkeit. Es ist Grazie mit Witz; Esprit, der Phantasie hat; Geschmack, der es bis zur Poesie bringt. Ein fabelhaft sicherer Sinn für Form und Farbe unternimmt die frechsten Wagnisse bis hart an die Grenze des Möglichen, ohne doch je etwas hervorzubringen, das nicht als Kunstwerk von Distinktion wirkte. Selbst das Höchste in der Kunst bringt er zuwege: reine Einfalt

ohne Banalität. Wir sahen einen Hut, der eigentlich nichts war als ein umgestülpter Topf aus rotem, weißem und schwarzem Sammet. Es ist ganz unmöglich, zu sagen, warum dieses Ding nicht etwa plump oder komisch, sondern schlechterdings hinreißend schön aussah. Das Geheimnis seiner Schönheit lag wohl darin, daß die Linien seines Umrisses sowohl wie jede Falte des Stoffes von Fingern gebildet waren, die genialer Eingebung des Momentes folgten, nachdem das Ganze zuvor innerlich von der Künstlerin gesehen worden war.

Es begreift sich leicht, daß meine Frau den lebhaften Wunsch hegte, einen solchen Hut zu besitzen, und ich den noch lebhafteren, sie in einem solchen Hute zu sehen. Daß aber ein deutscher Dichter, und sei er gleich, wie ich, noch mehr Geschäftsmann als Dichter, nicht in der Lage ist, seiner Frau ein derartiges Kunstwerk, die Verkörperung des ästhetischen Genies einer traditionell ästhetischen Rasse, zu kaufen, leuchtet ohne weiteres ein.

Unsre Begierde, die Bank von Monte Carlo zu sprengen, wurde zur wilden Leidenschaft. Kaum, daß ich noch Blicke für die eleganten Ambassadricen der Venus von Paris hatte; kaum, daß meine Frau noch Andachtskraft für die Auslagen der großen Schneider aufzubringen vermochte: das Gold läutete uns in seinen Tempel; wir folgten der großen Glocke. (Ich rühre die Pauke des Pathos. Wenn sie ledern klingt — ist es meine Schuld?)

Das Leben in den Spielsälen der Monaco-Aktien-Gesellschaft, deren Dividenden so gewaltig sind, wie es unsre Hoffnung war, sie durch einen phänomenalen Gewinn zu schmälern, ist zum Glück schon so oft und mit so glühenden Farben geschildert worden, daß ich mir die Mühe ersparen kann, ein Gemälde davon zu entwerfen. Ich lasse es um so lieber bleiben, als ich weder die flackernden Augen der verzweiflungsvoll ihr Letztes auf eine Karte setzenden Spieler, noch das müde Lächeln der Verspieler von Riesenvermögen, noch die grausame Verkniffenheit in den erbarmungslosen Augen der Croupiers bemerkt habe. Ich sah es nicht, weil ich lediglich auf die dicken Fünffrankenstücke guckte, die ich, gänzlich unbekannt mit den Regeln des Spieles, irgendwohin setzte, wo gerade Platz war. Ich hörte „Faites votre jeu, messieurs“ und „rien ne va plus“; und die Kugeln tanzten; und es roch wie in einem Parfümerieladen. Und das ging eine Weile so hin, bis ich fünfzig Franken verloren hatte und die Stimme meiner Frau vernahm, die da lautete: „Du hast gar keine Ahnung von der Sache. Laß mich machen!“

Sie hatte nämlich, während ich im Interesse unsrer Finanzen rastlos tätig gewesen war, versucht, den Sinn der Figuren und Nummern zu ergründen, die auf dem grünen Tuche zu sehen waren. Und nun fing sie an, mit Ueberlegung zu tun, was ich völlig unüberlegt getan hatte. Mit anderen Worten: ich hatte gespielt — sie: berechnete.

Wenn Fortuna nicht ein ganz albernes Frauenzimmer wäre, das keine Idee davon hat, worin ihr Wesen eigentlich beruht: nämlich im Unberechenbaren, das ich mit dem Instinkte des Schicksalskundigen kühn und groß herausgefordert hatte, so hätte sie meine Frau sofort durch andauerndes Einziehen ihrer Fünffrankenstücke bestrafen müssen. Statt dessen bereitete sie ihr den Triumph, sie die fünfzig Franken wiedergewinnen zu lassen, die ich verloren hatte.

Ich wußte nicht, ob ich mich darüber freuen oder ärgern sollte. Denn, wenn es zwar erfreulich war, den Spielfonds wieder beisammen zu haben, so war es doch auch ärgerlich, dies mit einer Einbuße an Autorität zu bezahlen.

Indessen: würdelos, wie man nun einmal wird, wenn man, wie ich, den Sinn auf das Materielle zu richten gewöhnt ist, freute ich mich schließlich doch, indem ich im geheimen hoffte, die verlorene Autorität auf anderem Wege wieder zu gewinnen.

Meine Frau aber setzte mit Ueberlegung weiter. Einmal sogar zehn Franken. Und gewann immerzu. Es kam der Augenblick, wo unser Spielfonds verdoppelt war.

„Siehst du?" sagte sie und lächelte so infam, wie ich es ihr niemals zugetraut hätte.

„Was denn?" entgegnete ich kühl.

„Duecento lire!" erwiderte sie, — denn der Moment war zu erhaben, als daß sie ihn nicht toskanisch hätte verklären müssen.

„Wenn's weiter nichts ist!?" warf ich verächtlich hin.

Da setzte sie, gereizt und kühn, fünfzig Franken auf einmal.

Ich dachte nicht anderes, als sie sei im Glückstaumel übergeschnappt, und ergriff eines der unheimlichen Schiebestäbchen, den Wahnwitz aufzuhalten, die fünfzig Franken zurückzuscharren. Da krähte der glatzköpfige Croupier aber auch schon los: Rien ne va plus, und die schicksalträchtige Kugel hopste wie besessen in der Roulette.

„Du bist verrückt", stöhnte ich, von dem Rechte des Ehemanns, grob zu sein, skrupellos Gebrauch machend.

Die Kugel stand still.

Mein Herz auch.

Der Croupier scharrte geschickt und gelassen die Unglückshäufchen von Fünf- und Zehnfrankenstücken zu sich heran, denen die Kugel Pech gehopst hatte.

Gleich wird ihr Häufchen auch beim Teufel sein, dachte ich mir und verfluchte den weiblichen Leichtsinn.

Da: ping, ping, ping, ping ließ er Goldstücke auf das Häufchen regnen: lauter Napoleondors; eine unglaubliche Menge.

In diesem Momente bewies meine Frau wahre Seelengröße.

Sie machte, ruhig, als sei es ihr ein gemeiner Anblick, Goldstücke dutzendweise um sich zu versammeln, ihren Pompadour auf, kramte darin herum, als suchte sie etwas, entnahm ihm ihr Taschentuch, wischte sich am Näschen, legte das Tuch hinein, placierte den geöffneten Silberbügel des Pompadours am Rande der Tafel und ließ, mit unglaublich gut gespielter Gleichgültigkeit, den Goldstrom hineinplätschern.

Dies getan, stand sie nicht ohne Majestät auf und sagte zu mir: „Ich glaube, unsre letzte Trambahn muß gleich abgehn."

Es ist unglaublich, aber nichts als die reine Wahrheit: sie wollte sich mit ihrem Raube auf den Yankeedoodle zurückziehen.

„Wir haben genug", erklärte sie. „Ich weiß nicht, wieviel ich gewonnen habe, aber: es ist genug. Wenn ich jetzt weiter spiele, verliere ich."

Ich hatte die dunkle Empfindung, daß sie recht hatte; daß sie wirklich die Stimme des Schicksals in sich vernahm: daß es also vernünftig war, was sie sagte. Und ich wollte sie schon am Aermel nehmen und mit ihr fortgehen — direkt zu dem himmlischen Hute drüben.

Da ging ein Rauschen durch den Saal, ein Flüstern, das zu einem Surren von Stimmen wurde, und ein Rascheln von vielen, vielen seidenen Frauenkleidern.

„C'est Théodore!“ hörten wir rufen. „Théodore! Théodore! Cinquante mille! Soixante! Théodore!“

Wir sahen uns um und genossen den Anblick von gut drei Dutzend aufgeregter Damen verschiedenen Alters, aber gleichen Metiers, die, Eisenfeilspänen gleich, wenn der Magnet sie in seine Sphäre gezogen hat, allesamt auf einen Punkt zuschossen: in den Nebensaal zu einem anderen grünen Tische, wo ein unangenehm schöner junger Herr stand, durchaus und ausschließlich damit beschäftigt, Tausendfrankennoten in ein enormes Portefeuille zu stopfen.

„Redner wird beglückwünscht“, sagte ich zu meiner Frau.

„Glaubst du wirklich, daß er fünfzig-, sechzigtausend Lire gewonnen hat?“ sagte sie.

„Nach der Ovation zu urteilen, die ihm Fortunas Kusine, die eifersüchtige Venus, bringt, gewiß. Du kannst dich darauf verlassen, daß er diesen Tag nicht als Einsiedler beschließen wird“, sagte ich.

„Diese Unanständigkeiten interessieren mich garnicht“, sagte sie.

„Ich finde es gar nicht unanständig, sechzigtausend Franken zu gewinnen, und bin jeden Augenblick zu der gleichen Unanständigkeit bereit“, sagte ich.

„Ich auch“, sagte sie, und ging in den Nebensaal zu dem anderen grünen Tische.

Sie hatte es sehr bald heraus, daß es dort in Einsatz, Gewinn und Verlust erheblich anders kleckte, als bei unsrer zahmen Roulette.

„Ich glaube“, sagte sie, „wir versuchen es einmal hier.“

„Aber“, sagte ich, „ich denke, du hast kein Glück mehr?“

„Dort!“ sagte sie; „hier ist es etwas anderes. Wie du siehst, muß man hier mindestens zwanzig Lire setzen“.

Ich sah ein, daß das in der Tat etwas ganz anderes war, und erhob keinen eheherrlichen Einspruch. Nur machte ich zur Bedingung, daß auch ich in Théodores Spuren wandeln durfte.

„Doppelt genäht hält besser, weißt Du . . .“

„Ja, wenn Du nur eine Ahnung vom Nähen hättest.“

„Ich? Bitte: Im Trente et quarante habe ich vor zehn Jahren einmal zweihundert Franken gewonnen.“

„Und sie wieder verloren, weil Du nicht zur rechten Zeit aufhörtest.“

„Aber heute habe ich zwei große Beispiele vor mir: Dich und Théodore.“

„Wenn Du mir versprichst, aufzuhören, sobald Du fünftausend, — nein: viertausend, — nein: wenn Du dreitausend Franken gewonnen hast . . .“

„Selbstredend.“

Sie ließ mich einen Griff in den Pompadour tun, und ich begab mich mit einer Faust voller Goldstücke zur anderen Seite des Tisches.

Ich war wirklich vom Glück begünstigt: eben, als ich erschien, stand eine dicke Dame auf und fluchte etwas Polnisches.

Hast du verloren, mein Täubchen, dacht ich mir, so ist die Wahrscheinlichkeit um so größer, daß ich auf diesem Platz gewinnen werde.

Ach, — ich bin immer ein schlechter Mathematiker gewesen: auch diese Wahrscheinlichkeitsrechnung stimmte nicht.

Andere Leute gewinnen wenigstens anfangs und verlieren das Gewonnene nur infolge ihrer Willensschwäche, weil sie nicht aufzuhören wissen und blind und blöde die Schwelle überschreiten, die aus dem Gewinnen ins Verlieren führt: ich aber verlor von Anfang an, unaufhörlich, immer zu, ohne Unterlaß und Unterbrechung.

Da ich von Mal zu Mal die Einsätze verdoppelte, ging es sehr schnell; ich darf wohl sagen: rapid. Die Sache hatte nicht den mindesten psychologischen Witz. Es war eine ganz blödsinnige Wiederholung von Niederträchtigkeiten.

Angeekelt von einem Schicksal, das keine Nuancen kennt, schob ich den Stuhl zurück, aufzustehen. Es blieb mir auch nichts anderes übrig, denn nicht der Schatten eines Napoleondors war mehr in meinem Besitze.

Ich hörte im zermarterten Geiste bereits die Reprimanden von Madame und trug Bedenken, mich der großen Gewinnerin zu nähern, als ich, aufstehend und mich umwendend, sie mir gegenübersah.

Ich senkte den Blick.

Als ich ihn erhob, sah ich, daß der ihrige [noch] nicht den Mut aufgebracht hatte, sich zu erheben.

Ich wußte genug.

„Hast Du noch Geld zur Trambahn?“ fragte ich.

„Wir können sogar noch Abendbrot essen“, sagte sie, „und ein paar Ansichtspostkarten wegschicken.“

„Es gibt welche mit Schmähungen auf Albert I., Honoré Charles, Fürsten von Monaco“, sagte ich.

„Die nehmen wir“, sagte sie.

Der Fremde. Roman von René Schickele.

V.

Es war eine Trunkenheit in ihm, die ihn emporhob. Er blickte in die Sonne, die in einer strahlenden Blutlache ertrank. Er fühlte ihr Feuer in seinen Augen und in den Adern kühle Wonne. Stark war er vor Lust, er begehrte!

Frau Yvonne ging voraus in den Wald. Paul folgte ihr. Die Bäume standen in weiten Zwischenräumen, der rote Sand leuchtete, ein gelblich grünes Licht erlosch in der Höhe. Sie stiegen den Berg hinauf, und die Bäume rückten näher zusammen. Bald schritten sie zwischen zwei unheimlich belebten Dickichten von Finsternis und blickten zu den Sternen, die hoch in einem weichen Blau über den Wipfeln der Tannen schwammen.

Die Akazienbäume dufteten. Ihre weißen Blütentrauben tanzten im Dunkel, sie kamen heran, sie schlugen an Pauls Stirn und flohn zurück. Sie gaukelten durch das Dickicht, schnellten weg, sanken schwer herab und verharrten, sie fielen ihm ins Gesicht und blieben stumm und schwer hinter ihm. Er nahm ihren Duft einige Schritte mit, dann floß der weiche Geruch zurück, und neue Blüten kamen, und die Wehmut dieser Wanderung hatte kein Ende. Paul war erschöpft, sehnsüchtig und traurig. Er blieb stehn.

Die Mutter, die hinter ihm ging, legte den Arm um seinen Hals. Paul ließ den Kopf zurücksinken. Sie strich ihm mit der Hand, die eine Blütentraube hielt, übers Gesicht.

— Wirf die Blüte weg! rief er ungeduldig.

Sie tat es und schloß auch den andern Arm um seinen Hals.

— Warum streichst du mir nicht mehr übers Gesicht? Das ist ja schrecklich, daß ich dir alles sagen muß. Wie unglücklich ich bin.

Paul schluchzte. Er wand sich und sog in diesen Krämpfen gierig den Duft der Akazienblüten ein. Er fühlte sich wie in einem Traum ergriffen, zu Boden geworfen und unter Schmerzen geküßt. Durch seine Tränen sah er ein trübes, farbiges Licht, das ihn quälte. Er drehte sich um und barg den Kopf an der Brust der Mutter. Seine Tränen näßten ihre Bluse.

Paul wollte nicht weiter gehn. Es war seiner Stimmung nicht angemessen, jetzt dort oben unter Bekannten Abendbrot zu essen; er haßte sie, als er an sie dachte, und verabscheute sich, weil er an ihren Spielen teilgenommen hatte. Er hatte nichts mit ihnen zu schaffen. Sie kannten ihn nicht. Er haßte sie.

Paul und seine Mutter gingen schnell den Berg hinunter. Die letzte kurze Strecke liefen sie den felsigen Abhang zum Hohlweg hinab, auf der andern Seite hinauf und standen im beglänzten Feld. Beim Anblick des nächtlichen Zaberns, das im Schmuck seiner langen Kette von Lichtern und von kleinen leuchtenden Flecken ganz übersät wie ein festlich erleuchteter Garten vor ihnen lag, wurde Paul stolz und vergnügt. Er plauderte, ließ sich von seinem Vater erzählen, riß an den Hecken im Vorübergehn ein Blatt, eine Winde ab, — ihm war, als ginge er diesen Weg zum erstenmal, als wäre er eben erst zum Leben erwacht. Er sah seine Mutter an; sie war schön. Er sagte es ihr. Und wie er mit gewandten und starken Bewegungen an der Seite der schlanken Frau ging, die seine Mutter war, wie er ihren schnellen Tritt, das gleiche Spiel ihrer biegsamen Körper, die ganze schöne Eintracht ihres gemeinsamen Blutes und ihrer Leiber empfand, da schauerte er, so heftig erfaßte ihn das Glück der eigenen Schönheit, die das verjüngte Bild der Mutter war.

Auf der Brücke über dem Kanal blieb sie stehn und beugte sich über das Geländer.

— Das ist schön, oh!

Paul legte den Arm um Frau Yvonnes Hüften und schmiegte sich an sie.

Die Linden und die Kastanien ballten im Wasser ihre Schatten zusammen, durchdrangen einander im tiefblauen Himmel, und ihre Aeste zitterten, wenn der Mond sie berührte. Sie glühten in seinem Gold auf und zitterten und fielen wieder in Schlaf. Der Himmel im Wasser war weit und tief; aber auf einem unwirklichen Grund blühte lebendig und bewegte sich das Beet der Sterne. Es war die köstliche Unruhe eines glücklichen Traumes.

So lehnten sie beide, und ihre Blicke mischten sich mit dem Blau des Himmels und ertranken in der Umarmung der Bäume und küßten einander, wenn der schwerflüssige Mond das Laub der Bäume berührte und leise in einer Welle aufschlug.

— Nicht wahr, Mama, wir gehören tief zusammen?

Paul sprach kein Wort mehr, bis sie in den dunkeln Hausflur traten. Da fragte er:

— Papa muß dich doch sehr lieb gehabt haben?

— Ja, natürlich.

Aber nach einer Weile:

— Wenn die Männer nur nicht nach diesen mörderischen Aufregungen und nach keinem Ruhm verlangten. Es ist ja Wahnsinn.

Frau Yvonne schritt schnell vor ihm die Treppe hinauf.

Vor dem Einschlafen dachte Paul lange nach. Er kämpfte mit sich. Aber er stieß den Ruhm zurück. Er wollte keinen Ruhm; er wollte die Liebe, nichts als Liebe.

*

Paul verließ den Kreis seiner Freunde. Die Rache wurde ihm gleichgültig. Von seinen kriegerischen Phantasien war nichs als die Erinnerung an die schönen Aufregungen mancher Stunden, an die Hochgefühle, die ihn beseelt hatten, an ein sinnliches Kraftbewußtsein zurückgeblieben. Er suchte nun das Fieber anderswo. An die Stelle des Schlachtenlärms trat das sentimentale Abenteuer, dem er in Büchern und in seinen Träumen nachging. Er fand ungeahnte Entzückungen, unmöglichere als die alten, verbrauchten, aber um so beseligendere Kühnheiten.

Der „Ossian" fiel ihm in die Hände; er sah sich auf nebligem Hochland beim Aufgang des blutigen Vollmonds in einem Schwarm von düstern, langgezogenen Tönen an einem Felsen lehnen, und seine Seele verflog in der Nachtmusik, dieser Klage der Wildnis um ein hohes, weißes Weib, das ihn geliebt hatte. Er las das „Nibelungenlied"; er verschlang die „Edda": da erlebte er die grausige Heerfahrt der Götter am Abend der Welt, ihre blutende Majestät, da der Schatten des Todes an den leuchtenden Wänden Walhalls emporwuchs. Ihre dunkelnden Augen verfolgten ihn.

Und Paul blickte der Sonne nach, bis sie verschwunden war.

Jetzt streckten die Götter die Arme nach dem Fest des goldnen Lichts, dessen Sterben im Osten in Verklärung überging.

Für Paul hatte dann die Tragödie einer welterfüllenden Liebe ihr Ende erreicht. Wilde Riesen scharrten die Sonne ein.

Solche Träume schlummerten groß in seiner Seele, während er neugierig Umschau nach seinem ersten Abenteuer hielt.

VI.

Die Engel sind Wesen, deren Vollkommenheit darin beruht, daß ihnen alle möglichen Arten von Wollüsten ohne Zuhilfenahme grober fleischlicher Mechaniken vertraut und zugänglich sind. Ein Dutzend Jahre und selten länger kann der Mensch ein Engel sein. Dann erfolgt der jämmerliche Sündenfall, da anatomische Tatsachen ihm wie ein böses, geschlechtliches Zeremoniell veranschaulicht werden. Niemals wieder hat der Mensch eine so traurige und böse Vision des Fleisches; sie verläßt ihn nicht . .

Dieses unerhörte Geheimnis: wie die Jungen zur Welt kommen, erfuhr Paul Merkel durch seinen Freund Alfred, den Sohn des Rechtsanwalts Brauer, der eine Villa vor der Stadt bewohnte. Es wurde ihm auf der Gartenterrasse in einer Dämmerstunde des Septembers offenbart.

Alfred schilderte den Vorgang, so gut er konnte, Alfreds Schwester, die dreizehnjährige Henriette, die Paul seit einigen Tagen küßte, hörte mit großen Augen

zu. Paul hatte ihr vor einer Stunde vorgeworfen, daß sie nichts von der großen Liebe verstünde, und daß er sie deshalb freigäbe.

Sie fand ein unbändiges Vergnügen darin, sich von Paul kitzeln zu lassen. Sie war ein Engel. In den andächtigsten Umarmungen, in die Paul sie hüllte, ließ sie sich zu Boden fallen, stieß sie kleine Schreie aus, biß sie ihn in die Lippen und befahl mit bösem Gesicht, daß er sie kitzele. Sie rollte sich über den Boden, kicherte und stöhnte und stachelte ihn mit einem „Ich liebe dich", das sie immerzu hervorstieß, solange an, bis Paul wütend und aufgeregt auf einen Stuhl sank. Fräulein Henriette aber zog mit dem Fuß die Röcke über die Strümpfe, ordnete sorgfältig ihr Haar, legte sich, die Arme unter dem Kopf verschränkt, auf den Rücken und lächelte eine Weile unbeweglich zur Decke empor. Anfänglich war Paul entzückt gewesen und geschmeichelt, weil Henriette still gehalten hatte, als er zum erstenmal ihren Mund küßte, und weil sie ihm gleich mit ihren bösen Augen gedroht hatte: „Wenn du mich verrätst, töte ich dich"... Aber sie war ihm nachgerade unheimlich geworden. Einmal hatte er knieend ihr Kleid geküßt und ihre Beine umklammert. Sie hatte ihn zuerst gestreichelt und dann mit der Faust auf den Kopf geschlagen. Er hatte nur „Nicht Henriette!" gerufen und den Kopf in ihren Rock gewühlt, dann hatte sie noch einmal geschlagen und gelacht. Ein andermal war sie Paul, als er sich abends von ihren Eltern verabschiedet hatte, in den Flur gefolgt. Er wollte sie küssen, sie zerkratzte ihm das Gesicht und lief davon.

Aber wie Alfred flüsternd die ungeheuerlichen Wahrheiten vor ihm und Henriette enthüllte, fühlte Paul sich seltsam zu ihr hingezogen... Keiner wagte den andern anzusehen. Es traten lange Pausen ein... Wenn Alfred wieder das Wort ergriff, um dasselbe auf eine andre Weise zu sagen, stockte seine Stimme, und die beiden andern schauerten. Sie hielten den Atem an. Paul fühlte die Liebkosungen über seinen Körper rinnen, die er jedesmal verspürte, wenn Henriette mit ungeordneten Kleidern vor ihm auf dem Boden lag. Und zugleich stieg eine große zärtliche Liebe zu ihr in seinem Herzen auf; er verzehrte sich vor Sehnsucht, sie auf die Stirn zu küssen. Er wollte sie irgendwie vom Tode retten und mit ihr fliehn. Man sollte ihr Unrecht tun, er wollte sie trösten, wenn sie an seiner Brust weinte. Sie dürfte ihn schlagen, launisch sein. Sie war ein brennendes Feuer, das er hütete,... und er wollte Kinder mit ihr zeugen.

Er zuckte zusammen, seine Blicke hingen sich an Henriettes lange Beine, die in der Dämmerung geheimnisvoll hin- und herpendelten.

Alfred hatte seine Geschichte oft genug wiederholt, er fragte

— Habt ihr begriffen?

Keiner antwortete. Alfred zog eine Grimasse.

— Ihr fürchtet euch wohl?

Henriette stand auf.

— Du bist ein Schwein! schrie sie ihrem Bruder ins Gesicht und lief wie gehetzt ins Zimmer, ohne Paul anzusehen.

Die Knaben waren bleich geworden. Sie sahen einander in die Augen. Aus dem Zimmer hörten sie die laute Stimme des Rechtsanwalts.

— Sie sagt ihm alles, flüsterte Alfred. Sie lauschten.

— Alfred!

Der Junge zuckte zusammen.

— Geh, geh, dein Vater!

Paul konnte kaum sprechen. Alfred ging langsam ins Zimmer.

Die Stimme des Rechtsanwalts. Der Schall einer Ohrfeige. Ein Angstgeheul.

Paul blieb erstarrt auf seinem Stuhl sitzen und lauschte. Das Geheul und die Stimme entfernten sich. Türen schlugen, und Alfreds Mutter trat auf die Terrasse.

— Herr Merkel, ihre Mutter wird sie erwarten.

Paul sprang auf, verbeugte sich flüchtig und eilte die Treppe hinunter.

— Ihr Hut, Herr Merkel.

Er hörte rufen, aber er lief zum Gartentor, stieß es auf und schoß in die Nacht hinaus.

Als seine Haustür hinter ihm zuschlug, atmete er auf...

Paul konnte keinen Schlaf finden. Sein Körper brannte.

Er öffnete das Fenster und legte sich ganz nackt in den breiten Mondstrahl auf den Boden. Er glaubte, daß das grüne Licht hart und kühl sei. Er verfiel in einen Halbschlaf, wüste Bilder jagten an ihm vorüber. Schließlich wälzte sich Henriette nackt auf ihm herum und schrie, er umklammerte sie, sie würgte ihn, und er rief um Hilfe. Sie preßte ihre geöffneten Lippen auf seinen Mund, da wurde ihm heiß und wohl. Er hielt sie, aber sie riß sich los und lief davon. Er sah sie die Terrasse hinunterfallen.

Paul wachte mit einem Schrei auf. Ihn fror, seine Zähne schlugen zusammen. Sein Kopf war dumpf und schwer. Er ballte die Hände vor Scham und Ekel, und er fürchtete sich allein zu sein.

Er klopfte an die Tür seiner Mutter.

Er hörte sie aus dem Bett springen.

— Gleich, mein Liebling .. was fehlt dir? .. so sprich doch! — ..

Er antwortete, daß er vor Kopfschmerzen nicht schlafen könne.

— Leg dich nur, ich komme gleich.

Paul wankte zum Bett. Er sah die Bilder aus seinem Traum in einer grellen und doch weichen Beleuchtung, und sie waren nur die Zeichen einer kindlichen Zärtlichkeit. Er zündete die Lampe an, nahm die „Nachfolge Christi", die auf dem Nachttisch lag, und las. Bald hörte er silberne Stimmen, die eine die andre ablöste.

„Selig die Seele, die den Herrn reden hört! Selig die Ohren, die das leise Wehen des göttlichen Geistes vernehmen und auf das Geräusch dieser Welt nicht achten."

„Selig die Augen, die für das Aeußere geschlossen und nur auf das Innere gerichtet sind."

„Selig, die in das Innere eindringen und durch tägliche Uebung die himmlischen Geheimnisse immer mehr zu enthüllen suchen."

Und nun fiel eine Stimme ein, tief und breit wie ein Meeresstrom, der durch regenbogenfarbige Räume dunkelglühend dahinströmt.

„So spricht die Stimme Gottes: Ich bin dein Ziel, dein Friede und dein Leben. Bleibe stets mir zugewandt, so wirst du immer Frieden finden. Laß alles Vergängliche fallen und suche das Ewige."

Die silbernen Stimmen antworteten im Chor aus der schimmernden Höhe:

„Die göttliche Liebe ist etwas Großes: alles Schwere macht sie leicht, und alles Elend läßt sie mit Gleichmut ertragen. Nichts ist höher, nichts mächtiger, nichts erhabener, nichts umfassender, nichts erfreulicher, nichts vollkommener, nichts besser im Himmel und auf der Erde, als die Liebe, denn die Liebe ist aus Gott geboren,

sie steigt über alles Geschaffene empor, um in Gott zu leben. Wer von dieser göttlichen Liebe erfüllt ist, gibt alles für alles in allem, weil er über allem in dem einen Höchsten ruht, aus dem alles Gute fließt und hervorstrahlt. Die Liebe wacht und schläft selbst im Schlafe nicht. Kein Schrecken erschreckt sie, sondern gleich einer lebendigen Flamme und brennenden Fackel bricht sie sich Bahn und dringt mächtig empor."

Als Frau Yvonne ins Zimmer trat, sagte Paul:

— Ich will Priester werden, ich will die göttliche Liebe lieben. Ich will ersterben in ihr . .

Und er hörte seine Stimme, die in der schimmernden Höhe sang . . .

Frau Yvonne blieb stehen und forschte in seinem Gesicht. Dann setzte sie sich zu ihm ans Bett und nahm seine Hand.

— Erzähle, was mit dir los ist.

— Dann lösche zuerst die Lampe aus, bat er.

Er begann damit, daß er den Namen Henriettes nannte. Frau Yvonne half ihm, sie riet, und Paul beichtete, als ob ein Priester an seinem Lager säße. Frau Yvonne hatte die Beine übereinander geschlagen und den Kopf mit der linken Hand auf die Kniee gestützt. Sie spielte mit der andern Hand an den Fransen der Bettdecke . . Paul unterbrach seine Beichte, um zu fragen, ob es so richtig sei, wie Alfred erzählte.

— Ungefähr, sagte sie. Aber das ist eine Geschichte, die du heute oder morgen erfahren mußtest. Es wäre lächerlich, wenn du dich deshalb aufregtest. Erzähle weiter.

Sie sah ihn an. Sein schmales Gesicht schien fahl aus dem Halbdunkel des Zimmers. Um seine großen, nassen Augen liefen dunkle Ringe. Er sprach fiebernd vor sich hin und hielt die Hände krampfhaft gefaltet unter dem Kinn. Manchmal entrang sich seiner Brust ein dumpfes Schluchzen, das er gar nicht warnahm. Seine Blicke irrten im Zimmer umher.

Paul hatte die Erzählung beendet. Er erwartete nicht, daß seine Mutter antwortete. Er fühlte sich befreit und froh und sagte gleich:

— Gute Nacht, Mutter.

Sie hatte die Kissen unter seinem Kopf geordnet und war auf ihrem Stuhl zusammengesunken.

Frau Yvonne lauschte Pauls Atemzügen und rührte sich nicht. Da sah sie ein Buch auf dem Boden liegen. Sie hob es auf und begann darin zu blättern. Es war die „Nachfolge Christi". Sie erhob sich und ging auf den Fußspitzen zum Fenster, sie stand im Mondlicht und las. . . Ging leise zurück und ließ sich auf den Stuhl fallen. Ihre Hand suchte Pauls Hand.

— Paul, schläfst du?

— Mutter?

— Verstehst du mich?

Paul setzte sich aufrecht.

— Lies viel in der „Nachfolge Christi", sie wird dich lehren, wie man lieben muß. Ganz anders als du glaubst.

Sie stockte. Dann warf sie lächelnd den Kopf zurück und sagte:

— Gute Nacht, mein Liebling, liebe unterdessen deine Mutter so viel du kannst, sie liebt dich über alles und betet für dich.

— Mutter, ich liebe Henriette wie nie, obwohl sie schlecht ist.

Frau Yvonne zuckte mit der Achsel.

— Henriette ist vielleicht nicht schlecht, aber sie liebt dich nicht. Sie weiß nicht, was Liebe ist.

— Das habe ich ihr auch gesagt.

— Siehst du!

— Ja.

Paul fiel zurück und schlief weiter. —

Weil Fräulein Henriette ihren Eltern erzählt hatte, Paul Merkel habe Alfred angestiftet, die schmutzige Geschichte vor ihr zu erzählen, und daß Paul sie einmal sogar habe küssen wollen, verbot der Rechtsanwalt seinem Sohn mit Paul zu verkehren. Daraus entstand eine schwermütige, angstvolle Freundschaft. Paul liebte seinen Freund so, wie er Henriette hätte lieben wollen, schwärmerisch, stündlich und mit jedem Gedanken. Und Alfred hatte sich während der 10 Uhr Pause in einem Winkel des Schulhofes an Paul gelehnt, mit strahlenden Augen zu ihm emporgesehen und geantwortet:

— Alles täte ich für dich . . .

Paul fühlte in einem stillen Triumph des Sieges und der Erfüllung, daß er zum erstenmale glücklich war.

Henriette hieß seine heimliche, seine lüsterne Liebe. Er glaubte, daß sie beide durch eine schillernde Schmach unzertrennlich verbunden seien, und daß alle seine Sünden und alle Sünden, die Henriette in Zukunft beginge, den Ursprung in der Stunde hätten, da sie mit zerwühlten Kleidern vor ihm am Boden lag. Sie sündigten gemeinsam in Gedanken an einander. Das stieß Paul in jene mystische Lüsternheit, die die giftigste Spielart der Romantik ist. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen.*) Von Georg Brandes.

(Autorisierte Uebersetzung.)

XII.

Auch auf einen dänischen Diplomaten stieß ich in Berlin. Das war der langjährige dortige Gesandte Dänemarks, Herr von Quaade. Ich hatte ihn schon kennen gelernt, als ich 1873 in Berlin studierte und eines Zeugnisses von der dänischen Gesandtschaft bedurfte, um Bücher aus der königlichen Bibliothek zu entnehmen. Ich wurde damals in ein Zimmer des Tiergarten-Hotels geführt, denn der Gesandte hatte damals noch keine feste Wohnung. Ein kleiner Mann mit einer Brille empfing mich. Ich nannte meinen Namen. Er sagte: „Sind Sie Dr. Brandes, der bekannte Dr. Brandes?“ Ich erwiderte, wenn er damit nicht meinen Onkel, den Arzt meine, so wäre ich es. „Ja dann kenne ich Sie sehr wohl. Ich habe allerdings nichts gelesen... nicht so viel von Ihnen gelesen. Aber ich habe viel über Sie gelesen.“ Mein Gesichtsausdruck sollte ihm verraten, daß ich mir schon denken könnte, von wie wenig günstiger Art das sei, was er über mich gelesen habe. Aber er faßte ihn fälschlicher Weise so auf, als ob ich Mißvergnügen mit seiner

*) Siehe „Morgen“, Heft 23/24, 26 und 30.

mangelhaften Kenntnis meiner Produktion zu erkennen gäbe und fügte naiv, aber äußerst höflich hinzu: „Sie begreifen, — wenn man Familie hat, — große Kinder, da bleibt einem ja nicht viel Zeit zum Lesen."

Ich hatte ihn als einen fast übertrieben höflichen Mann in der Erinnerung behalten. Ich wußte nicht, daß er als das launenhafteste Geschöpf stets zwischen allzu großer Höflichkeit und der äußersten Grobheit hin und her pendelte. — Sogleich nach meiner Ankunft in Berlin war ich besteuert worden, und, da der Betrag sich meist nach der Wohnungsmiete richtete und ich im Verhältnis zu meinen Einnahmen ziemlich teuer wohnte, war die Steuer recht hoch. Ich hatte sie ohne jeden Einwand bezahlt, erfuhr aber in einer Gesellschaft, in der von der Einkommensteuer die Rede war, daß ich als Ausländer im ersten Jahre meines Aufenthalts in Berlin völlig steuerfrei sei und sicherlich die Summe zurückbekommen könne. Es klang meinen Ohren etwas unwahrscheinlich, daß das Deutsche Reich mir das Geld zurückgeben würde, aber als ich mich an die Steuerkasse wandte, erklärte man sofort, nachdem man mich angehört hatte, daß hier also ein Irrtum begangen worden wäre. Man hätte nicht gewußt, daß ich Ausländer sei, und wäre bereit, mir den erlegten Betrag zurückzugeben, könne es aber auf mein Wort allein nicht tun. Ich brauche mir indessen nur meine Nationalität von der dänischen Gesandtschaft bescheinigen zu lassen, dann läge das Geld für mich bereit. Ich schlug im Berliner Adreßbuch nach, um zu sehen, wann der Gesandte zu sprechen sei, fand aber keine Angabe darüber. Fuhr also um 12 zu ihm heraus und gab dem Diener meine Visitenkarte. Er hieß mich in einem kleinen Zimmer mit Bücherregalen warten. Es verstrich fast eine Stunde, dann kam der Gesandte, sah mich nicht an, nahm ein Buch und wollte das Zimmer ohne ein Wort verlassen, als ich sagte: „Guten Tag." „Was wollen Sie?" „Ich wollte gern mit Ew. Exzellenz sprechen." „Ich empfange jetzt niemand." „Das wußte ich nicht. Ich habe im Adreßbuch nachgesehen, wann Ew. Exzellenz Sprechstunde haben, aber da fand ich nichts darüber." „Advokaten haben Sprechstunden, Aerzte haben Sprechstunden. Ein königlich dänischer Gesandter hat keine Sprechstunde." „Gleichviel, wie es genannt wird, wann kann ich vorgelassen werden?" „Sie können morgen um 12 Uhr wiederkommen." Der Gesandte war also merkwürdigerweise gerade zu der Zeit zu sprechen, in der ich abgewiesen wurde.

Am nächsten Tage nahm ich eine Droschke und fuhr nochmals den langen Weg, diesmal brauchte ich nicht zu warten. Der Gesandte kam sofort, aber in äußerster Erregung: „Sie haben sich nicht an die Zeit gehalten, die ich Ihnen angab." Ich sah auf meine Uhr, es war fünf Minuten nach 12. Ich antwortete: „Es ist möglich, daß es ein paar Minuten später geworden ist. Es ist schwer, sich so genau an den Glockenschlag zu halten bei den weiten Abständen in Berlin und wenn man fährt." „Man kann sich sehr gut daran halten. Wenn ich Sie jetzt behandelte, wie es Ihnen zukommt, so würde ich Sie gar nicht annehmen." „Ja

behandeln Sie mich, wie es mir zukommt, meine Geduld ist nicht unerschöpflich." „Was für ein Ton! Was wollen Sie übrigens von mir?" „Alles, was ich haben möchte, ist eine Bescheinigung darüber, daß ich Däne bin." „Daß Sie dänisch sprechen, kann ich hören, aber ob Sie dänischer Untertan und was oder wer Sie sonst sind, darüber weiß ich nichts, kann also auch nichts bescheinigen." „Ich glaubte, ich wäre bekannt. Ich habe meine Visitenkarte abgegeben."

Da kam ich schön an, denn mit einer unvergleichlichen Kopfbewegung, die die vornehmste Verachtung ausdrückte, gab der Gesandte mir zur Antwort: „Ich lese niemals Visitenkarten." Nun wurde Herr von Quaade mir zu großartig. „Ja ja, ich gehe schon. Adieu." Ueberrascht rief der Gesandte: „Aber wenn Sie nun gehen, dann können Sie doch Ihre Angelegenheit nicht ordnen." „Natürlich nicht. Durch das Attest würde ich ein paar hundert Mark sparen, aber wenn Sie glauben, daß ich mich um einer solchen Summe willen dermaßen behandeln lasse, wie Sie mich behandelt haben, dann irren Sie sich gründlich." Verblüfft sagte Herr von Quaade. „Aber wer sind Sie denn?" Ich nannte ihm meinen Namen, und kaum hatte ich ihn ausgesprochen, als der Gesandte wie verwandelt war. „Aber dann kennen wir uns doch, nicht wahr? Bitte kommen Sie herein. Ich glaubte, Sie wären ein Handwerksbursche, hier kommen ja so viele gelaufen und plagen mich."

Ich erfuhr auf diesem Wege, welchen Empfang ein Handwerksbursche beim dänischen Gesandten zu finden pflegte.

Herr von Quaade führte mich in sein Wohnzimmer, schrieb die Bescheinigung für mich aus, versah sie mit seinem Siegel, und als ein paar Tropfen Lack auf das Papier daneben fielen, zerriß er trotz meiner Proteste das Dokument und schrieb mit noch größerer Sorgfalt eine neue Bescheinigung, die noch zierlicher mit dem großen Gesandtschaftssiegel ausgestattet wurde.

XIII.

Es waren nicht die politischen Persönlichkeiten, die während der Zeit meiner Eingewöhnung in Berlin für mich von überwiegender Bedeutung wurden. Sie waren nur für die Oeffentlichkeit von überwiegender Bedeutung. In ganz anderer Weise fühlte ich mich zu den Persönlichkeiten des Gedankens und der Kunst und den Privatleuten hingezogen, die mir freundschaftlich entgegenkamen.

Ein vornehmer russischer Gutsbesitzer, Herr von Leeden, der Offizier gewesen, aber aus dem Heere ausgeschieden war, da er sich bei seinen radikalen Anschauungen nicht in die Disziplin schicken konnte, nahm mich zu einer Reihe von Vorlesungen mit, in denen der Philosoph Eugen Dühring über die Verfolgungen sprach, die selbständige Denker zu allen Zeiten von den professionellen Gelehrten zu erdulden gehabt hatten. Herr von Leeden kannte Dühring persönlich

und bewunderte ihn. Obwohl ich verschiedene Schriften dieses Philosophen nicht ohne Nutzen gelesen, obwohl ferner seine Blindheit und seine kürzlich stattgefundene Ausschließung von der Universität Mitgefühl erweckte, und obwohl sein nachdrückliches Eintreten für den Wert des Lebens trotz all seines persönlichen Ungemaches eine ansprechende Charakterstärke verriet, waren die Vorträge allzusehr von kränklicher Bitterkeit und persönlichem Groll durchtränkt, um auf mich Eindruck machen zu können. Worüber Dühring auch sprechen mochte, ob es Sokrates oder Giordano Bruno, Auguste Comte oder Robert von Mayr waren, immer erblickte er, was diesen Männern geschehen, im Lichte seines eigenen Schicksals.

Selbst für Sokrates' Tod traf die Professoren (die man damals Sophisten nannte) die eigentliche Verantwortung.

Die Anklage, Robert von Mayr um seine Entdeckung bestohlen zu haben, richtete sich gegen Helmholtz, aber eigentlich wollte Dühring Frau Augusta Helmholtz zu Leibe, da sie es war, die ihn von seiner Stellung am Viktoria-Lyceum vertrieben haben sollte. In seiner Bissigkeit lag etwas, woran viele Jahre später August Strindberg erinnern konnte, wenn er glaubte, daß man ihm entgegenarbeite oder ihn verfolge.

Dühring war ein orginaler und hochentwickelter Geist, aber in seiner Polemik verriet er zuweilen eine fast wahnsinnige Unvernunft (zum Beispiel in seinen Anfällen auf Lessing und Goethe) und gleichzeitig eine Schrecken einflößende Grundsumme von Roheit. Es gelang auch Herrn von Leeden nicht, mich zu ihm zu bekehren.

Es weilte aber in Berlin ein anderer Philosoph, der mich anzog, dessen Bekanntschaft ich zu machen wünschte. Dühring hatte ihm gerade kein gutes Zeugnis ausgestellt, denn er hatte ihn öffentlich mit dem Mordpäderasten Jastrow verglichen, der vor ein paar Jahren hingerichtet worden. Es war Eduard von Hartmann, der Verfasser der Philosophie des Unbewußten, ein Werk, das trotz seiner schwierigen Form dermaßen eingeschlagen, daß es in zehn Jahren acht Auflagen erlebt hatte und ins Russische und Französische übersetzt worden war.

Hartmann stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Sein Name leuchtete über dem deutschen Geistesleben. Es war keine sonderliche Uebertreibung, wenn in einem Romàne Spielhagens aus jener Zeit eine junge Dame sagte, Hartmann, Bismarck und Wagner seien die drei Personen, die die Physiognomie des neuen Deutschlands bestimmten. Er wurde leidenschaftlich bekämpft, aber gelesen wie kein anderer Denker; alle Erzeugnisse seiner Feder wurden aufmerksam verfolgt.

Er hatte das entgegengesetzte Schicksal wie sein etwas jüngerer Zeitgenosse Nietzsche. Während Nietzsches erste Schriften gar kein Aufsehen erregten, ja während er zu Lebzeiten völlig übersehen wurde und erst sein Tod das Signal zu seinem Weltruf gab, erregte Hartmanns erstes Werk ein so unerhörtes Aufsehen, daß er mit einem Schlage berühmt wurde. Später entwickelte er sich immer mehr. Nichts-

deſtoweniger ging es mit ſeinem Ruhm ſtändig abwärts, und bei ſeinem Tode war er ein faſt vergeſſener Mann.

Ich verdankte ihm perſönlich nicht gerade viel, vielleicht alles in allem meine Vertrautheit mit der Idee vom Unbewußten als Grundmacht; aber ſeine Perſönlichkeit hatte mich von weitem gefeſſelt, zuletzt ſein Buch über „die Selbſtauflöſung des Chriſtentums“. Dafür hatten einzelne ſeiner kleinen Arbeiten ſehr abſtoßend auf mich gewirkt. Zum Beiſpiel der philiſtröſe Angriff auf Shakeſpeare in ſeiner Schrift über „Romeo und Julia“.

Auch Hartmanns Schickſal erregte Mitgefühl. Das Knieleiden, das ihn gezwungen hatte, ſeine Stellung als Artillerie-Offizier aufzugeben, verhinderte ihn, ſich zu bewegen, und zwang ihn zu einem einſamen und einförmigen Leben. Ich ſuchte ihn alſo auf.

Er lag ausgeſtreckt auf ſeinem Bett, in ſeiner Wohnung draußen vor der Stadt in der Schönhauſer Allee. Ein dichter brauner Bart floß über ſeine breite Bruſt hinab, die Augen waren ſchön. Während ſein Geiſt ein metaphyſiſches Gepräge hatte und eines phantaſtiſchen Schwunges nicht entbehrte, war ſeine Stimme etwas trocken und unpoetiſch. Er empfing mich freundlich, ließ ſich auch mit mir in eine Erörterung ſeiner Lehre ein. Ich hatte ſeine Phantaſien über die endliche Erlöſung der Welt und Gottes endliche Erlöſung von der Welt nicht recht ernſt nehmen können, dieſe ganze, ſich in lauter chriſtlichen Kunſtworten bewegende Geiſtesphiloſophie eines entſchieden chriſtentumsfernen Philoſophen. Auf meine Fragen antwortete er, er ſei ſich zeitig darüber klar geweſen, daß der Weltprozeß ein Ziel haben müſſe, dieſes Ziel könne kein poſitives, könne nicht die allgemeine Glückſeligkeit ſein, die unmöglich und wertlos wäre, es müſſe negativ ſein, die allgemeine Erlöſung müſſe mit dem Weltuntergange zuſammenfallen. Und dieſe Erlöſung wäre ebenſoſehr das Ziel Gottes als der Welt. Denn Gott, der in all den einzelnen Menſchen die Leiden der ganzen Welt durch den Lauf der Zeiten getragen, gehe, auch er, der Erlöſung entgegen und erreiche ſie zuletzt. In der Welt überwiege ja das Böſe. Wenn aber die Welt endlich ſei, ſo würde Gottes Unſeligkeit nicht ewig währen.

Ich hörte mir dies an, wie man ſich ein Gedicht anhört; es hatte für mich kein anderes Intereſſe. Die Grundlage dieſes Gedichtes bildete ja die Lehre, daß das Leben ein Uebel und die Welt, die wir kennen, in Grund und Boden ſchlecht ſei. Aber ich hatte die Aufzählungen der Luſt- und Unluſt-Gefühle im menſchlichen Leben, die ſich in den Schriften der deutſchen Peſſimiſten fanden, verfolgt und ſie ganz willkürlich gefunden, da es einen Maßſtab für den Wert der einzelnen Luſt und Unluſt nicht gab. Und was das Weltall anbetraf, ſo war es meine Anſicht, daß die Welt ebenſowenig gut oder ſchlecht ſei, wie ſie gelb oder blau war; dieſe Worte ließen ſich gar nicht auf ſie anwenden.

In den folgenden Gesprächen, die ich mit Eduard von Hartmann hatte, waren mir zwei Dinge auffallend.

Zuerst die Art seines Patriotismus. Dieser war derb, selbstgefällig, nicht sonderlich verschieden von dem des allgemeinen deutschen Spießbürgers, von der Ueberzeugung getragen, daß die Deutschen ohne weiteres das herrlichste Volk der Welt, deutsche Wissenschaft und Kunst in jeder Beziehung die ersten seien, usw. Das erschien mir bei einem Philosophen merkwürdig.

Sodann die Art seines Ehrgeizes. Immer wieder kam er darauf zurück, daß seine Zeitgenossen ihn nicht nach Verdienst anerkannten. In Zeitschriften und Zeitungen würde er aus purem Neide — er sprach dieses Wort mit einer ganz eigenartigen Betonung aus — totgeschwiegen, würde nie gelobt wie es ihm zukam.

War ich nun in meinem Umgange mit den Hunderten von Schriftstellern, die ich gekannt hatte, an etwas gewöhnt, so waren es diese Klagen. Keiner hört sie öfter als ein Kritiker, der es ja bis zu einem gewissen Grade in seiner Macht hat, dem Unglück abzuhelfen, über das so kläglich gejammert wird. Er fühlt sich frühzeitig als Arzt am Hospital für die kranken und verwundeten Eitelkeiten. Aber in Berlin war es mir vorbehalten, diese Klagen aus dem Munde eines in einer Weltsprache schreibenden Schriftstellers zu hören, und — wie in diesem Falle — aus dem Munde eines Schriftstellers von Weltruf, einem mystischen Natur-Philosophen, dessen Gedanken das All umspannten.

Eduard von Hartmann hatte damals sein Buch Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins im Druck, und es lag ihm sehr viel daran, daß ich dieses Werk öffentlich bespräche. Falls ich bereit wäre, die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, sollte mir das Buch vor dem Erscheinen zugesandt werden. Ich weigerte mich, solange es anging, indem ich behauptete, daß ich nur auf rein literarischem Gebiete volle Sachkenntnis besäße. Aber inzwischen hatte Hartmann erfahren, daß ich Mitarbeiter der großen englischen Wochenschrift Academy geworden war, und von dem Tage an, da sich dies in Berlin herumgesprochen hatte, wurden nicht nur von seiner, sondern auch von seiten verschiedener sehr angesehener Schriftsteller das freundschaftliche Verhältnis zu mir äußerst eindringlich. Es passierte mir, daß ich zu einer großen und üppigen Abendgesellschaft eingeladen wurde, die Hausfrau zu Tisch führte, trotzdem ich nicht zum ersten Male im Hause weilte, und bei weitem nicht der angesehenste Gast war; daß die Hausfrau sodann nach vielen Umschweifen und Artigkeiten das Gespräch darauf zu bringen wußte, wie nützlich eine Erwähnung in der Academy für das neue Buch ihres Mannes sein würde. Ja, es geschah, daß nach diesem freundlichen Fingerzeig der Hausfrau der Herr Gemahl selbst, der nicht immer den mit seiner Gattin verabredeten Schlachtplan genau im Kopfe hatte, mir nach Tisch eine Variation desselben Themas vortrug.

Ich versuchte Hartmann gegenüber um die schwierige Aufgabe einer Lobhudelei auf Bestellung herumzukommen, indem ich ihm eines Abends eine kürzere Notiz

versprach. Aber am nächsten Morgen empfing ich einen Brief von ihm, in dem er betonte, daß ihm mit einer kürzeren Notiz nicht gedient sei; er müsse sich einen ausführlichen Artikel ausbitten. Ich hatte ihn darum ersucht, seinem neuen Buch doch nicht einen so langen und abschreckenden, auf dem unverständlichen Fremdwort Phänomenologie beruhenden Titel zu geben. Ich mußte lächeln, als er in demselben Briefe, in dem er seinen Anspruch auf einen längeren Artikel aufrechterhielt, mich darüber belehrte, daß er nicht nach Popularität hasche, seine Titel nicht mit dem halbgebildeten Leser vor Augen wähle usw., gerade als hätte ich ihn meinetwegen ersucht, den Namen des Buches zu ändern. Später kam er augenscheinlich zu einer besseren Erkenntnis, denn schon in der zweiten Auflage strich er das Fremdwort aus dem Titel.

In seinem großen Werk über Eduard von Hartmanns philosophisches System nimmt Dr. Arthur Drews mit einem gewissen Recht den hervorragenden Denker in Schutz gegen das Schmähwort Reklame-Philosoph, das ihm seine Gegner infolge der Prospekte anhängten, die Hartmanns Verleger herausgab, und in denen alle möglichen irgendwo und irgendwie über den Schriftsteller und seine Werke gefällten Urteile dem Publikum vorgelegt wurden. Aber so ganz unbeteiligt an der Entstehung dieser Prospekte, wie Drews Hartmann macht, war er sicherlich nicht. Sie beschäftigten ihn stark.

Ich erlebte in Berlin ein possierliches Beispiel dafür. Im Jahre 1877 kam (wahrscheinlich aus Amerika, aber vielleicht auch aus einer Provinzstadt) ein alter, feiner und kluger, aber in der Hauptstadt unkundiger Mann nach Berlin, namens Ernst Kapp, der ein höchst wertvolles Buch, Grundlinien einer Philosophie der Technik, geschrieben hatte, eine Darstellung der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Werkzeuge von dem Keil, dem Hammer und der Axt angefangen bis zu den sinnreichsten modernen Maschinen — eine Idee, die in unserer Zeit von Remy de Gourmont in Une Loi de Constance intellectuelle behandelt worden ist. Um die Aufmerksamkeit auf die Arbeit seines Lebens hinzulenken, ging Ernst Kapp zu verschiedenen Männern, deren Namen er kannte, und bat sie, wo möglich etwas für ihn zu tun, kam auf diesem Wege auch zu mir, der nicht viel, und zu Hartmann, der viel mehr vermochte. Aber dieser faßte die Sache umgekehrt auf. Er ließ vorläufig den alten Kapp für seinen eigenen Ruhm arbeiten. Gerade damals sollte ein ausführlicher Prospekt mit Rezensionsauszügen aus Deutschland und dem Auslande, aus der neuen und alten Welt, versandt, und möglichst viel Nutzen aus ihnen gezogen werden. Sie mußten in Gruppen geordnet werden, die lobenden, die neutralen, die tadelnden und herunterreißenden. Einige von ihnen konnte man zweimal verwenden; man schrieb zum Beispiel über einen Auszug: „Professor Dr. Lasson sagt“; über einen anderen: „In der Deutschen Rundschau heißt es“, obwohl es sich um ein und denselben Artikel handelt. Eine wichtige Frage war es ferner, in welcher Ordnung die Bruchstücke einander folgen mußten. Sollte man damit beginnen, die Bedeutung des Verfassers durch die stärksten Lobpreisungen seiner überwältigenden

Genialität festzustellen, und dann mit Worten des Hohnes schließen, die sich verloren wie die Schmähllieder der Soldaten hinter dem Wagen des Triumphators? Oder war die umgekehrte Ordnung vorzuziehen? Das verursachte dem alten Ernst Kapp viel Kopfzerbrechen. Endlich wurde die Sache so geordnet, daß man mit dem Mordpäderasten Jastrow (in Dührings Angriff auf Hartmann) begann, um mit den kräftigsten und durchdringendsten Posaunenstößen für das Genie zu enden, das alle Nebenbuhler überstrahlte und eine Epoche einleitete.

Nichts ließ oder lag mir ferner, als einen überlegenen Geist, so selbständig und lehrreich wie den Eduard von Hartmanns, nach kleinen menschlichen Schwächen zu beurteilen, die sich natürlich bei jemanden entwickelten, der durch einen Schicksalsschlag mißhandelt, von wirksamer Teilnahme am Gesellschaftsleben ausgesperrt und auf sich selbst angewiesen war.

Ich habe Hartmanns Werke dann auch fernerhin mit Aufmerksamkeit gelesen und mir von ihnen angeeignet, was meinen eigenen Gedanken Nahrung geben konnte. Aber ich zog mich damals von seiner Person zurück, da ich mich im persönlichen Umgange mehr benutzt als bereichert fühlte.

Zeppelin 5. Von C. v. Bredow, Generalmajor z. D.

In Columbien wütet ein Waldbrand riesenhafter Ausdehnung, der bereits 6 Städte und Hunderte von Menschenleben vernichtet hat — halb Donaueschingen ist in Flammen aufgegangen — Mylius Erichsens großes Werk der kartographischen Aufnahme Grönlands ist vollendet, er selbst zugrunde gegangen (auch eine Zeppelinnatur) — die Türkei macht eine Machtumwälzung durch, welche die Armee wieder kraftvoll gestalten wird und der englisch-russischen in Reval vollzogenen Verbrüderung den gemeinsamen Nährboden entziehen dürfte: Deutschlands Volk weiht dem allen nur geringes Interesse. Der greise Aar, der das spröde Element der Luft bezwingen will, Schwabens tatkräftiger Sohn, hat das nationale und auch internationale Interesse in Halt und Bann genommen. Was sonst noch vorgeht in enger oder weiter Welt: Der Deutsche sah es in diesen Tagen wie durch einen Schleier. Nationale Begeisterung hat aus der Flamme, die bei Echterdingen den „Zeppelin 4“ vernichtete, einen Opferaltar erstehen lassen, dessen Gaben wohl nur Geldeswert scheinen, deren Geberhände aber zittern vor nationaler Erregung und Bewegung, wie 1813. Dort zu Kriegszwecken, hier zu friedlichem Siege. Alles Kleinliche ist verschwunden, Deutschland ist groß. Und daß es mal wieder an idealen Zielen sich erhebt, patriotische Kraft entwickelt und zeigt, daß es eine Maingrenze wirklich nicht mehr gibt — trotz Zentrum, Reichssteuern und Flottenverein — das ist gut: zur inneren Erhebung, zur politischen Bewertung.

Das Seziermesser sachlicher Kritik steht neben solcher Bewegung. Welche Ergebnisse hat die große Fahrt gezeitigt hinsichtlich der wichtigen Bedingungspunkte, welche die Heeresleitung an starre Luftkreuzer stellen muß? (s. Nr. 29 des „Morgen“.) Zunächst wollen wir gerne bei den Aktiven verbuchen, was auch ich bisher bezweifelte: die terrestre Landung ist möglich, ist als zweifellos erwiesen. Aber die bisher zur Festhaltung des Luftkreuzers an der Erde angewandten Mittel sind gänzlich ungenügend. Auch dürften als Landungsstelle windgeschützte Terraineinschnitte oder die Ebene den Höhen vorzuziehen sein. Als Aktivum ist ferner einzustellen, daß der Luftkreuzer 750 km in fast 24 Stunden zurückgelegt hat: eine bisher unerreichte und bis vor kurzem angezweifelte Leistung.

Dem gegenüber: Motordefekte bei Worms, Mannheim, Echterdingen und starker Gasverlust. Um Gewicht zu sparen, hat man die 110 HP.-Motoren so leicht gestaltet, daß sie nur 400 kg. wiegen. Hier scheint die Grenze überschritten. Die Motoren werden stärker gearbeitet werden müssen, was wohl eine Vermehrung der Tragekraft, der Gasballonetts, und damit eine Ver-

längerung des ganzen Kreuzers nach sich ziehen dürfte. Ein weiterer bedenklicher Punkt für eine Fernfahrt in Feindesland ist der Gasverlust. Er soll schon bei der ersten Landung auf dem Rhein nicht unbedeutend gewesen sein, so daß für die Weiterfahrt möglichste Erleichterung angestrebt wurde. Die Höhenlage des Kreuzers hat auch 5—600 m — bin ich richtig berichtet — niemals überschritten. Der Auftrieb ließ zu wünschen übrig. Auch hier muß der Techniker Wandel schaffen.

Nach alledem kann es nicht befremden, wenn einer der schärfsten Gegner des starren Systems, der Hauptmann a. D. v. Krogh, die Ansicht äußert, daß der 5. August besonders im Hinblick auf die Vernichtung des „Zeppelin 2" am 17. Januar 1906 dem starren System das Todesurteil gesprochen habe. Für Kriegszwecke mag sein Urteil bei entsprechender Modifikation anscheinend einige Berechtigung haben. Das halbstarre System in kleineren Kreuzern hat immer den Vorteil leichterer Landung, Möglichkeit des Ueberlandtransportes in demontiertem Zustande und der eventuellen Ausnutzung als Freiballon. Die Militärverwaltung hat denn auch in diesen Tagen die Anforderungen an diese normiert, darunter 1500 m Höhenfahrt, leichte Demontierung, Montierung und Gasfüllung im Gelände. Aber für Verkehrsverhältnisse im Frieden wie für besonders strategische Aufgaben im Kriege, die einen größeren Aktionsradius erfordern, steht das starre System an der Spitze aller Bewerber. Freilich, ob man 24 Stunden Luftfahrt erreichen wird, das steht dahin: 18 Stunden dürften durch die Fahrt am 4. und 5. August bereits erwiesen sein. Wilbur Wright hat in diesen Tagen in Le Mans mit seinem Aëroplan $3^1/_2$ km bei einer Geschwindigkeit von 120 Stundenkilometern durchflogen. „Schwerer als die Luft" dürfte als Befehlsübermittler zwischen Armee und Korps, zwischen Korps und Divisionen in der Schlacht im Zukunftskriege daher auch eine Rolle spielen, wie Motorrad und Auto, weil doppelt so schnell. Unsere Generalstabsoffiziere und höhere Adjutanten werden besonderer technischer Ausbildung, deren Notwendigkeit ich hier schon einmal betont habe, dringend bedürfen.

Ruhm aber und Erfolg unserem greisen Aar mit „Zeppelin 5"!

Englands Freihandel.

In London ist (vom 4. bis 7. August) der internationale Freihandelskongreß abgehalten worden. Nach dem alten Prinzip, Kongresse dort stattfinden zu lassen, wo die Lehre, deren Verbreitung sie dienen sollen, am meisten gefährdet ist, wurde offenbar Englands Hauptstadt gewählt. Denn die englischen Freihändler fürchten, daß die Ideen, die ihre Regierung nun schon seit 60 Jahren praktisch verwertet hat, von Chamberlains Schutzzollpropaganda besiegt werden. Wie wenig sie selbst daran glauben, ihren Besitzstand halten zu können, zeigt eine Bemerkung des englischen Freihändlers Russel Rea in seiner Schrift, die er dem Freihandelskongreß unterbreitet hat. Da heißt es, es müsse in England mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die nächsten Wahlen dem Schutzzöllnertum eine Mehrheit verschaffen. Also auch die eifrigsten Freunde des Freihandels glauben nicht mehr, daß seine Existenz sich noch lange in England behaupten werde. Rea prophezeit freilich, daß der Protektionismus nur vorübergehend die Herrschaft führen werde und hofft, daß die Masse der Konsumenten eine schutzzöllnerische Regierung bald wieder beseitige. Warten wir es also ab; stets ist von dem Besiegten verkündet worden, der Sieger werde nicht lange das Szepter führen. Im übrigen hat der Kongreß gezeigt, daß es noch immer prinzipielle Anhänger des Freihandels gibt, die getreu den Lehren Cobdens nicht einsehen wollen, daß die Fragen der Zollpolitik nicht für alle Zeiten und für alle Länder einheitlich zu beantworten sind. Schade, daß auch Männer wie Theodor Barth und Gothein sich unter denen befinden, die alle Erfahrungen der letzten 30 Jahre nicht eines Besseren belehrt haben. Es gibt gewiß keinen Gegenstand wirtschaftspolitischer Natur, dessen Erörterung auf internationalen Kongresse so unnütz ist, wie die Zollpolitik. Wie können die handelspolitischen Interessen eines Landes, das, wie die Vereinigten Staaten, Getreide und industrielle Erzeugnisse exportiert, das ein fast abgeschlossenes Wirtschaftsgebilde ist, vollständig mit denen Englands harmonieren, das Rohstoffe und Getreide einkauft und Ganzfabrikate verkauft? Die absoluten Freihändler bringen es zustande, natürlich nur in der Theorie; und wundern sich dann, wenn die englischen Industriellen ihnen keine Gefolgschaft mehr leisten. In seiner Schrift, die Herr Gothein dem Kongreß überreicht hat, führt er zwei Momente an, die zur Abkehr vom Protektionismus in Deutschland drängen sollen: die ungünstige Gestaltung der Reichsfinanzen und die Notwendigkeit einer Steigerung des Exports. In den Jahren glänzender Weltkonjunktur mache sich die Schädigung der Volkskraft wohl weniger bemerklich, obwohl sie auch dann die Zunahme des Reichtums erschwere. Aber in den Jahren wirtschaftlichen Danieder liegens werde die Not-

wendigkeit, mit der Verteuerungspolitik zu brechen, immer zwingender. Herr Gothein sollte nicht den taktischen Fehler begehen, gerade jetzt während der industriellen Rückschlagperiode die Argumente der alten Freihandelslehre hervorzuholen. Deutschland hat trotz der Prophezeiungen der prinzipiellen Freihändler über die Schädlichkeit der Schutzzollpolitik von dem Rückgang der Konjunktur wenig zu spüren bekommen. Freilich kann man einwenden, daß die diesmalige Krisis aus ganz anderen Gründen leicht überstanden worden ist, und ich bin der letzte, der etwa behaupten wollte, die neue Zolltarifpolitik hätte einen schärferen Rückgang verhindert. Ebensowenig läßt sich aber aus den Erfahrungen der letzten Jahre das Gegenteil beweisen. Und mit aller Entschiedenheit muß der Ansicht entgegengetreten werden, als ob Deutschland darauf ausgehen soll, wirtschaftliche Rückschlagperioden zur Forcierung des Exports zu benutzen. Glaubt man wirklich, daß ein solches Bestreben ohne Widerhall im Auslande bleiben würde? In unserer Weltwirtschaft sind auch die Krisen international, und in dem Augenblick, wo ein Land seine Produkte in gesteigertem Umfange auf den Weltmarkt werfen würde, könnten die konkurrierenden Länder nicht einen Augenblick zögern, zu derselben Maßnahme zu greifen. Es würde ein Wettkampf am internationalen Markte beginnen, der zu einer unnötigen Verschärfung der Krise, oft zu einem völligen Ruin einzelner Industriezweige führen müßte. Können wir nicht froh sein, daß Amerika seit der Novemberkrisis uns nicht mit Erzeugnissen der Eisenindustrie überflutet hat? Der Stahltrust hat die Hälfte seiner Betriebe geschlossen, anstatt den Export in übermäßigem Umfange zu verstärken. Ich behaupte nicht etwa, daß der deutsche Zoll die Invasion verhindert hat, denn Amerika hat ja auch davon Abstand genommen, nach England zu exportieren. Welche Gründe hierfür maßgebend waren, war bis jetzt nicht festzustellen. Aber gerade aus diesem Beispiel kann man ersehen, daß die Höhe des Zolles bei der zunehmenden Kompliziertheit unserer Wirtschaftsorganisation von weit geringerem Einfluß für den Umfang des Exportes ist, als es ehedem der Fall war.

Darüber zu entscheiden, ob es im Interesse Englands liegt, mit dem System des Freihandels zu brechen, kann nicht unsere Aufgabe sein. England ist ein guter Kunde Deutschlands, und darum liegt es in unserem Interesse, daß es am Freihandel festhält. Die Einführung des Prohibitivsystems kann für Deutschland eine schwere wirtschaftliche Krisis heraufbeschwören, weil ein großer Teil unserer industriellen Betriebe auf den englischen Export angewiesen ist. Das Treibhaustempo, in dem Deutschlands Industrie namentlich in den letzten 15 Jahren gewachsen ist, würde durch den englischen Schutzzoll eine jähe Unterbrechung erfahren. Jahre würden vergehen, bis die Industrie sich von diesem Schlage wieder erholt hat, und der Umstand, daß die deutsche Industrie, wie kaum eine andere, auf ein übertriebenes Kreditsystem aufgebaut ist, würde sich dann bitter rächen. (Auch die Fehler der ausländischen Politik, die uns neue Absatzgebiete verschlossen haben.) Wäre es möglich, durch Herabsetzung unserer Industriezölle die englische Schutzzollbewegung zu hemmen, die Einführung des Prohibitivsystems in England auf absehbare Zeit zu verhindern, so dürften wir nicht im Zweifel darüber sein, daß dieser Weg der gangbare ist. So liegen aber die Dinge keineswegs. Die Agitation der englischen Schutzzöllner richtet sich nicht allein gegen Deutschland, und soweit in den Propagandaschriften auf die deutsche Gefahr verwiesen wird, geschieht es vornehmlich, um die deutschfeindliche Stimmung für Agitationszwecke zu benutzen und weil die englische Industrie die deutsche Konkurrenz in dem letzten Jahrzehnt besonders empfindlich zu spüren glaubte. Deutschland allein kann den englischen Schutzzoll nicht veranlassen, ihn nicht verhindern. Würden nur Deutschland und England sich zu verständigen haben, so ginge es schließlich noch an; aber die Interessen anderer Länder stehen dem entgegen. Nicht über Deutschlands Prohibitivsystem allein klagen die englischen Schutzzöllner, sondern über das der ganzen Welt. Sagte doch schon Balfour: „Unter Bedingungen, die wir so wenig vorausgesehen haben, sehen wir uns zu der Frage genötigt, ob das Finanzsystem, das sich für eine Freihandels-Nation in einer freihändlerischen Welt vorteilhaft erwiesen hatte, auch in all seinen Teilen vorteilhaft bleibt für eine Freihandel-Nation in einer Welt von Schutzzöllnern."

Unter den Reden, die auf dem Londoner Freihandelskongreß gehalten wurden, scheinen mir die Worte am bemerkenswertesten zu sein, die Englands Premierminister Asquith in seinem Toast auf den Freihandel aussprach. Von seinem freihändlerischen Standpunkte aus verwies er mit einem gewissen Recht darauf, daß die Notwendigkeit des englischen Freihandels aus der Unfähigkeit des Landes hervorgehe, die Lebensmittel für seine Bevölkerung und das Rohmaterial für seine Industrie hervorzubringen. Diese Ansicht rechnet nur fälschlich mit der Voraussetzung, daß Zölle auf Industrieprodukte nicht möglich seien, wenn nicht auch Getreide und Rohmaterialien verzollt werden. Als Cobden den englischen Freihandel einführte, traf diese Annahme zu. Damals waren noch nicht die großen Ackerbauländer erschlossen, und wer ausländisches Getreide billig beziehen wollte, mußte ein Aequivalent durch niedrigere Industriezölle bieten. Heute liegen die Verhältnisse anders. Amerika und Argentinien haben ein so großes

Interesse daran, ihr Getreide zu verkaufen, daß ihnen gar keine Wahl zwischen Ländern mit und ohne industriellen Schutzzoll verbleibt. Die These von der Abhängigkeit des Getreidezolls von dem der Fertigfabrikate ist ein Ueberbleibsel der früheren Freihandelslehre. Den deutschen Landwirten kann diese Verquickung nur recht sein; sie erhalten bei ihren Bestrebungen, durch die Schutzzollmauer den Getreidepreis zu erhöhen, auf diese Weise wirksame Hilfe bei einem großen Teil der Industrie, die auf den Schutzzoll angewiesen ist. Würden die Vertreter des absoluten Freihandels sich endlich dazu bequemen, dieses alte Vorurteil abzustreifen, würden sie zu einer Trennung der Getreide- und Rohmaterialzölle von denen der Ganzfabrikate übergehen, so hätten wir auch vielleicht in Deutschland nicht die hohen Getreidezölle bekommen. Freilich besteht ein großer Unterschied zwischen Deutschland und England darin, daß unsere Landwirtschaft einer zielbewußten, vorzüglich geleiteten Organisation angehört, die von der Regierung unterstützt wird und ihren Willen im Staate durchzusetzen versteht. So sind unsere Getreidezölle den politischen Bestrebungen entsprungen, der Landwirtschaft zu helfen; das darf aber nicht zu dem Irrglauben verleiten, als ob sie das notwendige Korrelat der Industriezölle bilden. Abgesehen davon, daß in Deutschland immer noch 40% der Bevölkerung der Landwirtschaft angehören, wird in England die Schutzzollpolitik niemals unter dem Gesichtspunkte einer Wiederaufrichtung der Landwirtschaft betrieben werden. So werden die englischen Schutzzöllner nicht daran denken, einen hohen Getreidezoll einzuführen, und darum fällt die Befürchtung des Premierministers in bezug auf die Versorgung mit Lebensmitteln in sich zusammen.

Hierin liegt auch vornehmlich die große Gefahr, die Deutschland bei Einführung des Prohibitivsystems in England erleiden würde. England als absoluter Freihandelsstaat ist für die deutsche Industrie kein schlimmer Konkurrent; England mit Industriezöllen, aber ohne Agrarzölle, der gefährlichste Gegner, den man sich denken kann. Daß die englische Schutzzollbewegung noch starken Widerstand findet, ist nicht bloß ein Glück für unsere Industrie, sondern auch für die Agrarier. Erst wenn England zum Industrieschutz (bei billiger Getreideversorgung) übergegangen ist, werden die deutschen Agrarzölle völlig unhaltbar werden. Sie werden aufgehoben werden oder mindestens eine Ermäßigung erfahren müssen. Ist die deutsche Landwirtschaft alsdann soweit, den Schutzzoll entbehren zu können, kann sie den deutschen Arbeiter mit billigem Getreide versorgen, so ist's um so besser, und niemand, der nicht von Parteienhaß beseelt ist, wird dagegen etwas einzuwenden haben. Glaubt sie auch dann noch nur hinter der Mauer eines hohen Schutzzolles gedeihen zu können, so muß der Kampf zwischen Industrie und Landwirtschaft mit einer Heftigkeit entbrennen, wie wir ihn bisher nicht erlebt haben. Die Folge des englischen Schutzzolles für Industrieprodukte muß dann auch eine Umwälzung innerhalb der politischen Parteien Deutschlands bewirken. Denn unsere Mittelparteien basieren auf der Interessenverbindung zwischen Industrie und Landwirtschaft gegenüber der Arbeiterschaft; zahlreiche Industrielle wählen Parteivertreter, die für hohe Agrarzölle eintreten, eben weil sie, verleitet durch die Maximen der alten Freihändlerschule, immer noch meinen, daß das eine das andere bedinge. Wenn England erst einmal die Trennung durchgeführt hat, wird sich in der Praxis zeigen, daß die Lehre sich überlebt hat. Und trotz des internationalen Freihändlerkongresses sprechen alle Zeichen dafür, daß es nicht mehr lange dauern wird, bis England zum industriellen Schutzzoll übergeht und ihn Deutschland zu spüren bekommt.

Bruno Buchwald.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Schnitzler, Berlin-Schmargendorf; des Handelsteils: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 3. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 3/4-Ltr.-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von M. 25.— pro Kiste.